

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0840

Aktenzeichen

ohne

Titel

Kinderbriefe aus Indien (Ilse Martin)

Band

Laufzeit 1953 - 1972

Enthält

gedruckte Kinderbriefe v. a. von Schwester Ilse Martin, mit Illustrationen betr. Leben und Arbeiten in Indien, bes. Krankenpflege in Takarma; zwei Briefe von 1953, November 1960, Februar und Juni 1962, Januar 1964, Februar und Oktober 1968, März 1969, J

ARCHIV GOSSNER MISSION

Signatur: G 1 / 840 A.A.-Sign.: **ohne**
Datierung: 1953 - 1972

Kinderbriefe aus Indien

Kinderbriefe aus Indien
von Schwestern Ilse Martin u.a.

1953 - 1972

G 1 / 840

Liebe Kinder!

Ich nehme an, daß Ihr schon gehört habt, daß ich im Februar Deutschland verlassen habe, um als Missionarin nach Indien zu gehen.

Im März dieses Jahres kam ich hier in Ranchi an. Die ersten Monate war es sehr warm, fast jeden Tag 35—40 °C. Am 16. Juni hat aber die Regenzeit eingesetzt und seitdem regnet es fast jeden Tag. Dadurch ist es jetzt auch kühler geworden aber so 25—30 ° ist es immer noch.

Ranchi, wo ich jetzt wohne, ist eine richtige indische Stadt mit ungefähr 100 000 Einwohnern. Nur wenige davon sind Christen. Hier in Ranchi allein gibt es nur ungefähr 10 000. Zu unserer Gossner-Kirche gehören davon 4 000. Zum Kindergottesdienst kommen jeden Sonntag mindestens 1000 Kinder. — Aber von den Kindern und was sie alles so hier in der Kirche tun, will ich Euch später in einem zweiten Brief erzählen.

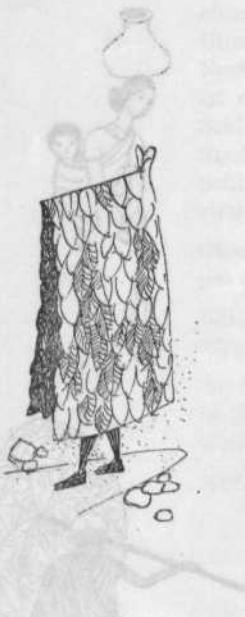
Heute wollen wir erst einmal alle zusammen durch Ranchi spazieren und uns die verschiedenen Leute ansehen.

Wir nehmen uns jeder einen großen schwarzen Regenschirm, denn es regnet ordentlich, und gehen auf einer aufgeweichten Straße an unserer Kirche vorbei auf die Hauptstraße. Kaum haben wir uns dort blicken lassen, kommt gleich ein Inder mit einer Rikscha, so heißt das dreirädrige Fahrrad, das ich Euch aufgezeichnet habe, angefahren und fragt uns, ob er uns fahren kann. — Hier gibt es nämlich keine Straßenbahn und wenn man weit zu gehen hat, was in der Hitze nicht immer so angenehm ist, läßt man sich eben von solch einer Rikscha fahren. Es ist nicht sehr teuer. Man bezahlt je nachdem, wie weit man fährt. Zwei Leute haben immer darin Platz. Wir werden uns heute auch dieses Vergnügen leisten, damit wir schneller vörankommen. Die indischen Frauen tragen keine Kleider wie wir, sondernwickeln sich ein 5—6 m langes Stück Stoff um den Körper. Wie, das könnt Ihr auch an meinen Zeichnungen sehen. Meistens haben sie noch eine kleine Bluse darunter. Dieses Gewand nennt man eine Sari.

Ach, guckt jetzt schnell über die Straße, das sieht ja aus wie ein wandelndes Blätterdach: bloß Blätter zusammengesteckt und darunter gucken 2 braune Beine heraus. Ja, da staunt Ihr, das ist eine Regencape!

Die Inder sind nämlich sehr arm und können sich keinen Regenmantel kaufen, d. h. die meisten nicht, es gibt auch reiche Inder. Die armen Inder nun, machen sich aus den Blättern eines bestimmten Baumes dieses Cape, das sehr schön gegen den Regen schützt. Daneben geht ein anderer Mann, der einen großen Regenschirm aus Bambusgeflecht hat. Leider kann man einen solchen Schirm nicht zusammenklappen und er ist auch schwer —, aber er schützt gegen den Regen, was ja die Hauptsache ist. Auch diese Schirme machen die Inder in den Dörfern selber. Sie benutzen die gleichen sogar, wenn sie im Regen auf ihren Reisfeldern arbeiten. — Dieser Mann mit dem Schirm





hat auch keinen Anzug an, wie bei uns zu Hause die Männer. Um die Beine hat er sich ein langes Tuch gewickelt, so daß es wie Hosen aussieht; das nennen die Inder eine Dhoti. Obenherum hat er sich einfach eine schöne rote Wolldecke gewickelt. — Überhaupt Farben kann man hier sehen! Ganz leuchtend Rot oder Blau oder Lila. Zu Hause würde das gar nicht hübsch aussehen aber hier wirken die Farben ganz anders und man freut sich, wenn man so etwas richtig Leuchtendes sieht. Die meisten Männer gehen ja in Weiß mit einer bunten Kante.

Doch jetzt gibt es wieder etwas Interessantes zu sehen, nämlich eine Frau, die ein großes Strohbündel auf dem Kopf trägt. Sie kommt sicher aus einem Dorf und will es in der Stadt verkaufen. Hier tragen die Frauen alles auf dem Kopf, auch die großen Tonkrüge, in denen sie das Wasser vom Brunnen holen. Wasserleitungen gibt es hier noch nicht.

Dann gibt es hier auch keine Kinderwagen; die Mütter tragen ihre Kinder in ein Tuch eingewickelt auf dem Rücken und nehmen sie überallhin mit. Zum Wasserholen, zum Einkaufen, in die Kirche und auch bei der Arbeit haben sie die Kinder bei sich auf dem Rücken. Den Kindern scheint das sehr gut zu gefallen.

Alle Kinder haben schwarze Haare und dunkle Augen. Da gibt es nicht so viel Unterschiede wie bei uns. — Es gibt noch viel mehr in der Stadt zu sehen, aber da müssen wir ein andermal wieder hingehen, sonst wird es heute zuviel. — Auf dem Heimweg treffen wir noch den „Paniwalla“ — so heißt der Wasserträger. Er hat eine dicke Stange über den Schultern, woran an 2 Stricken 2 große Eimer oder Blechbüchsen hängen, in denen er das Wasser holt. — Er bringt auch mir morgens und abends das Wasser vom Brunnen.

Nun wollen wir schnell noch in eines der indischen Häuser hineinsehen. Ja, Ihr wundert Euch, da sind keine Stühle, Tische und Schränke, sondern nur ein paar Strohmatten stehen zusammengerollt in der Ecke und über einer Stange an der Wand hängen die Saries und Dhoties und ein paar Kinderkleidchen. Es ist ziemlich dunkel in dem einen Raum, denn oft sind in den Häusern gar keine Fenster oder nur ein kleines ohne Glas, eigentlich nur ein Loch. In einer Ecke ist die Feuerstelle. Einen richtigen Ofen gibt es nicht, auch keinen Schornstein. Der Rauch zieht durch die Ritzen im Hüttendach ab.

Die Hauptmahlzeit der Inder ist Reis und Dhal (eine Art Erbsenbrei). Sie leben wirklich sehr einfach. Schlafen tun sie einfach auf einer Strohmatte auf dem Boden. — Natürlich gibt es auch reiche Inder, die in großen schönen Häusern wohnen, aber die meisten leben doch so einfach, wie ich es euch beschrieben habe.

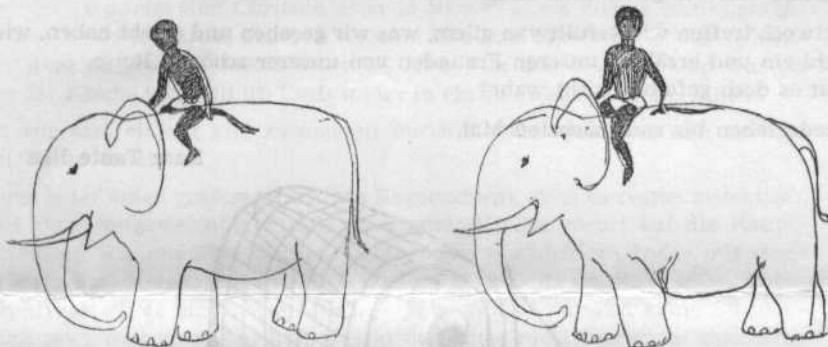
Das soll nun erst einmal genug sein für heute. Das nächste Mal erzähle ich Euch noch mehr.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Ihr mir auch einmal einen Brief schreiben würdet und auch Fragen stelltet, damit ich weiß, was Euch noch interessiert und was Ihr gern wissen wollt.

Es grüßt Euch alle ganz herzlich
Eure Tante Ilse.

sich Rat holen. So merken wir gar nicht, wie weit die Zeit schon vorgeschritten ist. Es ist schon höchste Zeit ins Bett zu gehen. Nun vergeßt aber nicht, Euer Moskitonetz aufzuspannen, sonst könnt Ihr Euch vor den Mücken nicht retten. Es ist wunderbar, wenn man dann im Bett liegt und weiß, die Mücken können einen nicht mehr stechen.
— Was rauscht da nur so?

Ach, jetzt weiß ich es, es ist der Wasserfall, der hinter dem Rasthaus die steile Felswand herabgestürzt kommt. Schnell öffne ich die Tür und sehe mir das schöne Bild an. — Ja, was ist denn dort? Eins, zwei, drei, vier, fünf, nein sechs Tiere mit langen Schwänzen springen und klettern von der einen Seite der Felswand auf die andere hinüber. Es sind Affen! Schade, daß ich kein Fernrohr habe, um sie noch besser beobachten zu können.



Nun kommt der dritte Abschnitt unserer Reise. Wieder mit dem Omnibus fahren wir bis nach Barkot am großen Brahmanifluß. Ungefähr 600 m breit ist hier das Flußbett. Jetzt in der Regenzeit ist der Fluß ganz voll und das Wasser ist von dem Sand gelb. Eine Brücke hinüber gibt es noch nicht und deshalb müssen wir uns von einem Boot hinüberfahren lassen. Das dauert beinah eine halbe Stunde.

Nun sind wir am anderen Ufer und haben keine Fahrgelegenheit mehr. Das einzige Fahrzeug, das uns begegnet, ist ein Ochsenwagen. Doch eins gibt es noch, und dazu verhilft uns ein Inder. Wir bekommen ein paar Fahrräder geliehen. Das ist großartig! Allerdings ausgerechnet, als wir losfahren, fängt es an zu gießen, was nur vom Himmel herunterkann. Dazu noch Gegenwind. Die aufgeweichte, sandige Straße macht die Freude noch vollkommen. Eine Brücke ist kaputt und wir müssen unser Fahrrad durch den Schlamm tragen. Wie gut, daß wir trockene Sachen mitgenommen haben! In Amgao angekommen gehen wir schnell ins leerstehende Schulhaus und ziehen uns um. Die Schulkinder haben frei bekommen, um auf den Feldern mit helfen zu können.
— Wie eine indische Dorfschule aussieht, darüber schreibe ich Euch später noch einmal. Nun hat der Regen etwas nachgelassen und wir können unser Grundstück besuchen. Es liegt direkt am Fluß. Ich sehe im Geiste schon das Krankenhaus, die Kirche und

eine Schule dort stehen. Es ist ein sehr schöner Platz und wir freuen uns über ihn. Unsere Christen in dem kleinen Dörfchen warten auch schon froh auf unser Kommen. Nachdem alles Geschäftliche erledigt ist, machen wir uns auf den Heimweg. Jetzt ist es leichter mit dem Wind im Rücken und weniger Regen. — Da liegt eine tote Schlange auf der Straße. Sicher hat sie jemand erschlagen und wollte sich nun den Spaß machen, andere Leute damit zu erschrecken. Allerdings hätte er dann die Schlange nicht so gerade wie einen Stock hinlegen dürfen, denn eine lebendige Schlange ringelt sich doch. So schnell fallen wir nicht auf solche Sachen herein.

Obwohl es hier im Dschungel wilde Elefanten und Tiger geben soll, begegnet uns nicht ein einziges Tier. Es ist auch besser so.

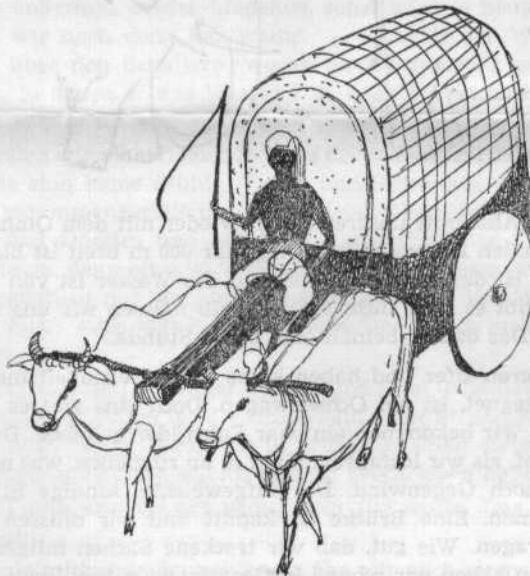
Müde kommen wir wieder in Barkot an und am nächsten Tag geht es denselben Weg zurück, den wir gekommen sind.

Am Mittwoch treffen wir, erfüllt von allem, was wir gesehen und erlebt haben, wieder in Ranchi ein und erzählen unseren Freunden von unserer schönen Reise.

Euch hat es doch gefallen, nicht wahr?

Auf Wiedersehen bis zum nächsten Mal.

Eure Tante Ilse.



Wollt Ihr noch mehr solcher Briefe aus Indien haben? Dann schreibt Eure Adresse an die Gossner Mission in Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64 (Postscheck-Konto Hannover 108 305).

Ranchi, 1953

Liebe Kinder!

Neulich sind wir zusammen durch Ranchi gegangen und haben viele interessante Dinge gesehen. Doch heute habe ich eine ganz besondere Überraschung für Euch. Morgen wollen wir nach Barkot — Amgao zu unserer neuen Missionsstation fahren. Das Land



dafür haben wir eben erst von der indischen Regierung bekommen und wir wollen dort ein Krankenhaus, eine Kirche und eine Schule hinbauen und dann auch dort vielen Heiden von unserem Herrn Christus erzählen.

Nun laßt uns schnell alles einpacken, was wir für die lange Reise brauchen. Eine Woche werden wir unterwegs sein. Gasthäuser wie bei uns gibt es hier nicht, deshalb muß man manche Sachen mitnehmen, an die man zu Hause gar nicht denkt.

Vor allen Dingen einen Kochtopf, Tassen und Teller, Besteck und Teekanne, eine Feldflasche für Trinkwasser. Dann brauchen wir noch Reis und Erbsen, Gewürze, Brotmehl, auch Butter und etwas Käse und Wurst in Büchsen. Gemüse und Obst kaufen wir uns unterwegs auf den Märkten.

Dann dürfen wir aber auch unsere Bettwäsche nicht vergessen, Waschzeug und Sachen zum Wechseln. Auch der Regenschirm muß mit, da wir ja noch immer mitten in der Regenzeit sind. — Ich glaube, das ist alles.

Nun ist der Donnerstag gekommen und die Reise geht los. Im Omnibus dürfen wir gleich in der ersten Bank hinter dem Fahrer sitzen und können so alles schön übersehen. Bald haben wir Ranchi hinter uns gelassen und fahren durch das schöne grüne

Land. Überall arbeiten die Bauern fleißig auf ihren Reisfeldern. Ihr wißt doch, daß die Inder fast immer nur Reis essen.

Dort drüben rechts könnt Ihr ganz deutlich sehen, wie die Felder terassenförmig angelegt sind und um jedes Feld eine $\frac{1}{2}$ m hohe Erdmauer ist, die das Wasser drin halten soll. Der Reis braucht nämlich zum Wachsen viel Feuchtigkeit. Manche Bauern pflügen den durch den vielen Regen schon ganz schlammig gewordenen Boden noch 3—4 mal um, bis ein richtiger Morast entsteht und setzen dann dahinein die vorgezogenen Reispflanzen, und lassen sie wachsen bis zur Ernte ohne noch viel dazu zu tun. Andere Bauern wieder säen am Anfang der Regenzeit, das ist Mitte Juni, den Reis und dann, wenn die Pflanzen ca. 20 cm hoch geworden sind, werden sie verzogen und später wird noch etliche Male das Unkraut ausgejätet.

Im September — Oktober wird dann der Reis geerntet. Die Bauern hier haben längst nicht so schöne Pflüge, wie unsere in Deutschland, sondern einen ganz primitiven Holzpflug. Auf der nächsten Seite seht Ihr eine Zeichnung davon.

Ach, jetzt haben wir gar nicht gemerkt, wie schnell wir vorwärtsgekommen sind. Da ist ein großes Schild an der Straße, darauf steht

GHAT BEG INS

Das heißt, daß es jetzt in unzähligen Kurven steil bergab geht. Solch eine Strecke heißt in Hindi GHAT. Dazu muß ich Euch erzählen, daß Ranchi auf einer Hochebene liegt, ungefähr 800 m über dem Meeresspiegel und Chakradharpur, unser Ziel für heute, liegt nur 220 m hoch, deshalb müssen wir uns in soviel Kurven auf die Ebene hinunterwinden. 5 Stunden sind wir nun schon unterwegs und freuen uns, Chakradharpur vor uns liegen zu sehen. Auch hier in dieser Stadt gibt es eine Gemeinde unserer Gossnerkirche. Der indische Pastor nimmt uns mit Freuden auf und setzt gleich einen Gottesdienst für den Abend an. Keine besondere Bekanntmachung ist dazu nötig. Er läßt nur die kleine Glocke 3 mal in längeren Abständen läuten und bald hat sich die Gemeinde versammelt. Präsident Lakra, den ja einige von Euch noch von seinem Deutschland-Besuch her kennen, hält die Predigt, dann sprechen noch Pastor Schultz und Pastor Klimkeit und auch ich überbringe Grüße von unseren Gemeinden in Deutschland, worüber sich die Gemeinde besonders freut. — Noch lange hinterher sitzen wir beim Schein einer Stallaterne zusammen und unterhalten uns.

Kikerikili — kräht der Hahn — und gerade zur rechten Zeit. Es ist 5 Uhr und wir müssen uns schnell fertigmachen, um noch zum Zug zurechtzukommen.

Auf dem Bahnhof kommen die Kulies gleich angerannt und wollen unser Gepäck tragen. Es ist erstaunlich, wieviel sie auf einmal tragen können und dann die Hauptlasten immer auf dem Kopf.

Auf dem Bahnsteig ist ein Gewimmel von Menschen und Tieren. Endlich sitzen wir im Zug und können uns alles in Ruhe betrachten. Dort ist ein alter Pilger im orangefarbigen Gewand, sein Gesicht ist voller Runzeln und er hat lange graue Haare und





einen langen grauen Bart. Er hat nur einen Stock und eine Schale bei sich. Sein Essen bittet er sich zusammen und wandert so von einer heiligen Stätte zur anderen.

Am Zug entlang gehen unermüdlich die Händler und preisen mit lauter Stimme ihre indischen Süßigkeiten an. KELA — KELA ruft einer, d. h. Bananen.

Und dort geht einer mit einigen Tonbechern in der Hand und einem Wasserkessel und ruft Tschai — Tschai. Sicher weiß Ihr schon was das heißt, denn das ist leicht zu raten. — Er verkauft Tee.

Endlich, nachdem der Bahnhofsvorsteher das 3. mal die Glocke geläutet hat, rollt der Zug ins Land hinaus. Auch hier sieht man überall die Bauern fleißig bei der Arbeit. Kilometerweit fahren wir durch dichten Laubwald, der hier Dschungel genannt wird. — Bis Bamra-Station fahren wir und von dort wieder in einem Omnibus weiter bis nach Deogarh. — Unterwegs fallen uns schon so manche Unterschiede zu Chota Nagpur auf. Hier sind die meisten Häuser nur mit Stroh gedeckt und viele haben einen

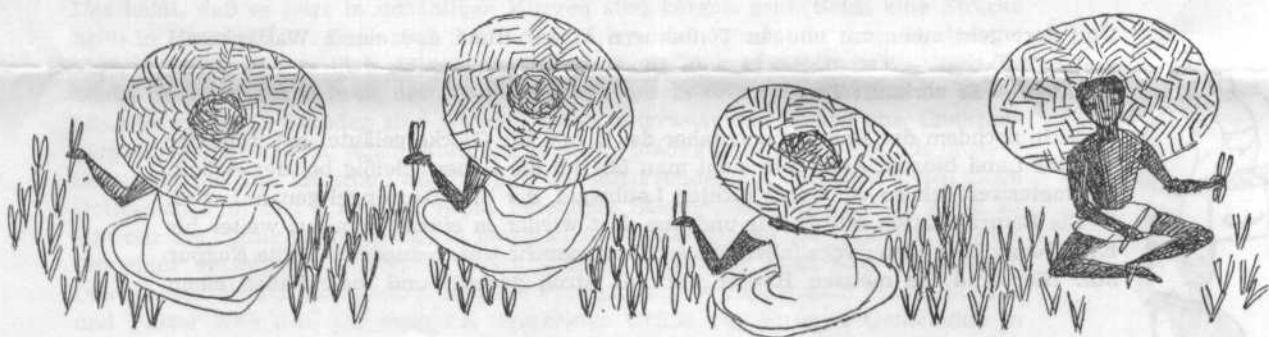


häbschen geflochtenen Bambuszaun um ihren Garten herum. Anstelle der selbstgemachten Regenschirme, von denen ich Euch das letzte Mal schrieb, haben diese Leute hier große, aus Bambus geflochtene Hüte. Eigentlich sind es 2 Hüte, zwischen die eine Schicht von Blättern gelegt worden ist und die dann am Rand zusammengeflochten sind. Seht einmal dort hinüber auf das Feld, es sieht beinah so aus, als ob dort riesige Pilze wachsen. Das sind Frauen, die Reis pflanzen und solche großen Hüte aufhaben. Das sind die besten Regenschirme für die Arbeit.

Die Frauen hier haben auch eine besondere Haartracht. Sie kämmen das Haar hinten nach einer Seite, flechten dann einen Zopf und schlagen ihn nach innen ein. Außerdem tragen sie auch viel Goldschmuck. Das Gold finden sie im Fluß, natürlich nur wenig. Aber wenn sie eine bestimmte Menge zusammen haben, bringen sie es zum Dorf-Goldschmied, der ihnen dann schöne Ohrringe, Nasenringe, Ketten und Arm- und Fußreifen macht.

Na, haben wir aber ein Glück! Ausgerechnet jetzt, wo wir in Deogarh einfahren, kommen die Elefanten des Radjas von der Arbeit zurück. Sie sind ganz mit Schlamm bespritzt. Wahrscheinlich haben sie im Wald Bäume geschleppt.

Endstation! Alles aussteigen! Ach, was sind uns die Beine steif geworden!



Da kommen auch schon einige von unseren Christen auf uns zu und begrüßen uns freudig mit Jisuh Sahai! Das heißt auf Deutsch: Jesus ist unsere Hilfe!

Nun ziehen wir erst einmal mit all unserem Gepäck ins Rasthaus, wo wir uns für ein paar Tage einquartieren wollen. Solche Rasthäuser gibt es hier in Indien eine ganze Menge und sie sind eine praktische Einrichtung. In den Räumen stehen ein paar indische Bettstellen und Tisch und Stühle. Eine einfache Feuerstelle ist da und auf dem Hof befindet sich ein tiefer Brunnen, aus dem man sich Wasser in einem Eimer heraufziehen muß. Ein Mann ist da, der die Schlüssel zum Haus hat und für Sauberkeit sorgt.

Es gibt viel zu erzählen mit unseren Christen. Sie haben auch viele Fragen und wollen

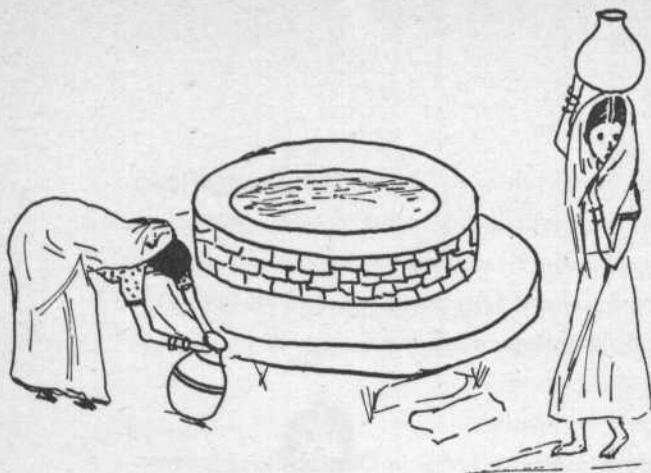
3. November 1960

Liebe Kinder!

Ihr wißt ja, daß ich z. Zt. nicht in Indien bin, sondern schon seit Mai in Deutschland herumreise. Viele von Euch haben ja auch schon die schönen, bunten Lichtbilder aus Indien und Amgaon gesehen, die ich mitgebracht habe. Damit Ihr aber nicht so lange ohne Nachrichten aus Indien bleiben müßt, will ich Euch heute berichten, was mir eine englische Freundin, die auch als Missionarin in Indien arbeitet, geschrieben hat.

Südlich von Orissa (wo unser Krankenhaus liegt), im Staate Andhra, geschehen merkwürdige Dinge. Einen Tag um den andern wandern Hunderte von Hindus, Mohammedanern und Christen zu einem kleinen Dorf, um dort einen einfachen Mann predigen zu hören. Er nennt sich Sadhu Josef. Sadhu ist die Bezeichnung, die man in Indien einem Menschen beilegt, der um seines Glaubens willen alles verläßt. Sadhus hat es seit uralten Zeiten in Indien auch unter den Hindus gegeben. Sadhu Josef ist aber ein Christ ebenso wie Sadhu Sundar Singh, von dem ihr vielleicht schon einmal etwas gehört habt.

Als Sadhu Josef noch jung war, lebte er wie alle anderen in seinem Dorf. Er konnte weder lesen noch schreiben, mußte auch als Kind schon mit auf dem Feld helfen oder Ziegen und Kühe hüten und wurde auch jung verheiratet. Er kam auch nur aus seinem Dorf heraus, als er für kurze Zeit beim Militär diente. So lebte er schlecht und recht dahin. Eines Tages jedoch entdeckten seine Angehörigen und auch die Leute im Dorf, daß er merkwürdige Wunden an seinem Körper hatte, die nicht heilen wollten. Ein Arzt erkannte, daß Josef



vom Aussatz befallen war. Das war ein schwerer Schlag. Er wurde nun aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen. Er durfte nicht mehr zum Dorfbrunnen kommen. Wenn er es doch



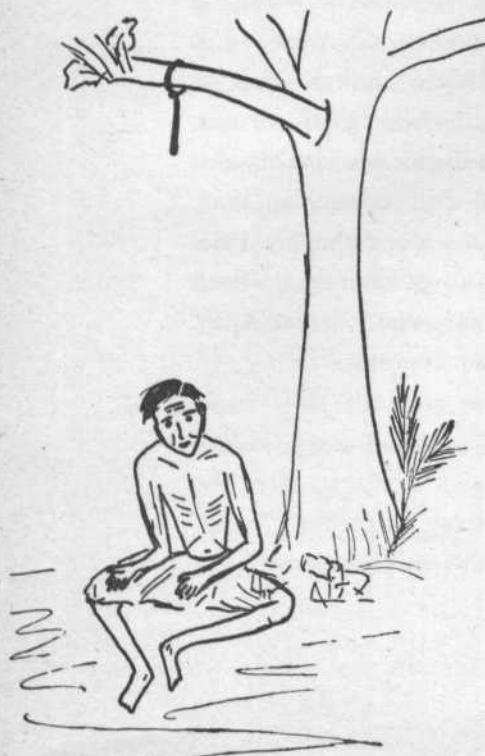
wagte, von den Frauen Wasser aus ihren Krügen zu erbitten, dann liefen sie weg oder verjagten ihn und gaben ihm nichts. Er durfte nicht mehr mit im Gemeinschaftshaus sitzen, durfte nicht in den Dorfladen gehen und sich auch nicht im Dorfteich baden. Seine Verwandten wollten nichts mehr von ihm wissen, ja, sogar seine Frau verließ ihn. Jahrelang irrte er nun krank und verlassen und verzweifelt im Urwald umher, um sich etwas Nahrung zu suchen. Er wurde immer elender, und eines Tages war er seines Lebens überdrüssig, daß er in einen tiefen Brunnen sprang, um Schluß zu machen. Aber einige Männer, die das gerade sahen, holten ihn wieder heraus. So quälte er sich weiter, bis er schließlich einen Strick fand, mit dem er sich an einem Baum aufknüpfte. Der aber wurde wie von unsichtbarer Hand durchgeschnitten, und Josef fiel betäubt herab. Ihm erschien — wie er später erzählte — im Traum Jesus Christus und sagte zu ihm: „Du bist von deinem Aussatz geheilt. Gehe hin und sage allen Leuten, was für ein Wunder an dir geschehen ist. Erzähle ihnen alles, was von mir in der Bibel geschrieben

steht, und du sollst auch die Kraft bekommen, Kranke zu heilen". Als Josef erwachte, besah er sich gleich seinen Körper, seine Hände und Füße und bemerkte mit Erstaunen, daß alle Wunden abgeheilt waren. Mit übelvollem Herzen lobte und dankte er Gott und rannte auch gleich ins Dorf, um dort die Neuigkeit zu verkünden. Aber die Leute, die ihn mit so strahlendem Gesicht seine Hände und Füße zeigen sahen, wichen vor ihm aus. Sie hörten gar nicht darauf, was er sagte, sondern warfen mit Steinen nach ihm, damit er ihnen nicht zu nahe kommen sollte. Untereinander sagten sie dann: „Jetzt ist der Josef durch sein Unglück und durch die Krankheit auch noch verrückt geworden. Jagt ihn bloß fort!“ Als er aber in der folgenden Zeit immer wieder kam, ihnen dieselbe wunderbare Begebenheit erzählte und ihnen seine Hände entgegenstreckte, damit sie sehen sollten, daß die Wunden

abgeheilt waren, warf doch der eine und der andere einen scheuen Blick auf ihn und sagte dann zu den anderen: „Er ist wirklich gesund geworden.“

Seine Frau kehrte auch wieder zu ihm zurück, und seine Verwandten nahmen ihn wieder auf. Er ging aber nun nicht einfach wieder zurück in sein Dorf und machte so weiter wie früher. Sein Tagewerk war jetzt ein anderes geworden und ist es bis auf den heutigen Tag.

Sein ganzes Leben gehört jetzt Gott und der Erfüllung des Auftrages, den ihm Jesus Christus gegeben hat. Er kann jetzt lesen und verbringt nun immer einen ganzen Tag mit Bibellesen und Beten. Beten heißt ja Reden mit Gott. Ja, er redet mit Gott darüber, was er in der Bibel gelesen hat. Und am folgenden Tag spricht er zu seinen Landsleuten darüber, was er erfahren hat. Das heißt, er verkündigt in seiner einfachen Dorfsprache



das Wort Gottes, so wie es in der Bibel steht, allen die ihm zuhören. Er heilt auch Kranke. – Heiden und Christen. Am dritten Tag holt er sich wieder neue Kraft im Gebet, und am vierten predigt er wieder usw. Viele sind durch seine Predigt schon zu Christus gekommen. Er gründete aber keine neue Kirche, sondern schickt die, die sich von ihren Götzen abwenden und ihren Weg nun mit Jesus gehen wollen, in die schon bestehenden Gemeinden, damit sie dort ihren Taufunterricht und die Taufe erhalten können.



Auch denen, die durch sein Gebet geheilt werden, sagt er: „Gebt nicht mir, sondern Jesus Christus die Ehre, denn ER hat Euch gesund gemacht. Ich bin nur sein Werkzeug. Ich rede seine Worte und tue, was er will.“

Der Sadhu Josef trägt jetzt eine lange weiße Kutte – wie die Pastoren der südindischen Kirche – und ein silbernes Kreuz. Sein Haar trägt er lang wie die indischen Sadhus. Aber es ist nicht die äußerliche Veränderung, die alle so beeindruckt, schreibt meine Freundin, sondern das strahlende Gesicht, das nur aus der engen Gemeinschaft mit Gott so leuchten kann. Ja, liebe Kinder, wenn wir hier bei uns manchmal nicht viel sehen von den Wundertaten Gottes, so geschehen sie doch täglich auf dieser Erde und richten überall Zeichen auf von seiner Allmacht und Kraft. Und oft sind es gerade die Armen und Verachteten, die er in seinen Dienst ruft.

Herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse

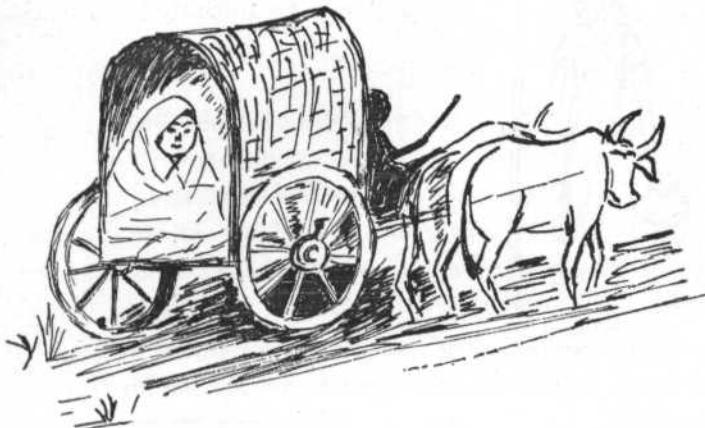
Unsere Anschriften: Gossner-Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19-20, Postscheckkonto: Berlin-West 52050; Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64, Postscheckkonto: Hannover 1083 05 • Druck: Walter Bartos, Berlin SW 61

Liebe Kinder!

Ich weiß es noch so genau, als ob es heute mittag gewesen wäre. An einem Dienstag, nachmittags um drei Uhr, als ich gerade wieder zur Arbeit ins Hospital gehen wollte, kam mir auf dem Wege eine junge Inderin entgegen. Sie legte die Hände vor der Brust zusammen, verneigte sich vor mir und sagte: „Salam“. Ich konnte gleich sehen, daß sie krank war, denn sie hatte dickgeschwollene Füße und sah sehr blaß aus. Sie folgte mir zum Hospital, das damals nur aus einem kleinen Gebäude mit drei Zimmern bestand. Dort ließ sie sich einen Krankenzettel und eine Nummer geben – wie alle anderen Patienten – und wartete darauf, untersucht zu werden. Sie hieß Saraswati Pradhan. An dem Namen sah ich, daß sie einer der höheren Hindukasten entstammte. „Ach, Ma“, sagte sie zu mir, „ich fühle mich schon seit langem nicht mehr wohl. Ich habe immer Schmerzen im Rücken und auch gar keinen richtigen Appetit, und seit einer Woche sind auch noch meine Beine dick geschwollen. Bitte machen Sie mich doch schnell gesund.“ „Ja,“ antwortete ich, „so schnell geht das aber nicht; denn Sie sind sehr krank. Sie müssen mindestens 8-10 Tage hierbleiben.“ Bekümmert sagte sie: „Das geht nicht, ich muß unbedingt übermorgen wieder nach Hause. Vielleicht darf ich später noch einmal wiederkommen.“ Da konnte ich auch nichts tun. Ich gab ihr dann an den beiden Tagen einige Spritzen und Medizin zum Einnehmen, und sie ging wieder zurück in ihr Dorf.

Über der vielen Arbeit im Hospital und den vielen neuen Patienten, die jeden Tag kamen, hatte ich sie bald vergessen. Doch 14 Tage später





kam ein Mann mit dem Fahrrad zum Hospital und sagte: „Bitte kommen Sie gleich mit in unser Dorf, denn der Saraswati geht es gar nicht gut. Sie ist jetzt am ganzen Körper geschwollen und auch im Gesicht.“ „Wenn das so ist,“ sagte ich, „dann hat es gar keinen Zweck, daß ich mit hinfahre, denn dann hilft es ihr auch nicht, wenn ich ihr nur eine Spritze

gebe. Sie hätte damals gleich im Hospital bleiben sollen, dann wäre ihre Krankheit nicht so schlimm geworden. Ihr müßt sie sofort herbringen, und dann muß sie mehrere Monate hierbleiben, wenn sie wieder gesund werden soll.“ Er wollte sich gar nicht damit zufrieden geben und redete beinah eine halbe Stunde auf mich ein, bis ich böse wurde. Dann ging er endlich. Ich aber dachte: „Jetzt werden sie das arme Mädchen erst recht nicht zu uns bringen.“ Doch ich hatte mich geirrt. Am nächsten Tag gegen Abend wurde Saraswati im Ochsenwagen gebracht. Wie sah sie nur aus! Ich erschrak richtig. Sie war fast nicht wieder zu erkennen. So dick geschwollen war sie. Ich ließ sie gleich in unser kleines Einzelzimmer legen. Ihre Mutter blieb bei ihr, um sie zu pflegen. Bei uns bleiben ja immer die Angehörigen bei den Kranken, bis sie wieder gesund nach Hause gehen können. Wir haben beim Hospital auch eine extra Kochhütte, wo die Angehörigen das Essen für ihre Kranken kochen. Es ist alles ganz anders als in einem Hospital in Deutschland. Schwester Kripa kümmerte sich neben der Mutter noch ganz besonders um Saraswati. Sie durfte erst einmal drei Tage lang gar nichts essen und ganz wenig trinken. Darnach mußte Schwester Kripa sehr aufpassen, daß sie auch nicht ein Körnchen Salz zu ihrem Reis aß. Ach und dann mußte sie so viel Medizin schlucken und bekam jeden Tag zwei Spritzen: denn wir wollten doch alle, daß sie sehr schnell wieder gesund werden sollte. Aber die Tage gingen einer nach dem anderen dahin, und die Krankheit besserte sich nicht. Nach einem Monat wagte ich

es dann, mit einer dicken Nadel und Spritze, das Wasser aus ihrem Bauch abzuziehen. Es wurde ein halber Eimer voll. Darnach fühlte sie sich etwas besser, aber gesund war sie noch lange nicht. Wenn sie besonders verzagt war, setzte sich Schwester Kripa zu ihr und versuchte, sie zu trösten. Einmal erzählte sie ihr auch die Geschichte aus Lukas 14,1-6, wie Jesus den Wassersüchtigen heilte. „Was“, sagte sie ganz erstaunt, „euer Herr hat auch Kranke gesund gemacht? Und hat sogar dieselbe Krankheit geheilt, die ich habe? Bitte erzähle mir doch mehr von diesem Jesus, an den ihr glaubt.“ „Wieviel Jahre bist du denn zur Schule gegangen?“ fragte Kripa sie. „Ach“, seufzte Saraswati, „nur 4 Jahre. Ich wäre gern noch länger gegangen, aber meine Mutter wurde krank, und da mußte ich zu Hause helfen.“ „Aber du kannst doch lesen,“ meinte Kripa wieder, „Ja,“ nickte sie, „weißt du, ich gebe dir das Neue Testament, das es auch in der Oriya-Sprache gibt, und da kannst du selbst alle Geschichten von Jesus lesen.“ Nun las sie eifrig jeden Tag im Neuen Testament. Wenn sie etwas nicht verstand, unterhielt sie sich mit Schwester Kripa darüber. Eines Morgens sagte sie zu mir: „Ach, Ma, heute sind es schon drei Monate, daß ich bei euch bin. Die heiße Zeit ist vorüber, die Regenzeit hat angefangen, und ich liege immer noch bei euch. Wann werde ich denn endlich gesund?“ Sehr betrübt sagte ich: „Ich wäre sehr froh, liebe Saraswati, wenn ich Ihnen auf Ihre Frage eine Antwort geben könnte, ich weiß wirklich nicht mehr, was ich Ihnen noch für Medizin geben soll. Ich bin am Ende meines Wissens. Ich glaube es ist das Beste, wenn Sie mal für ein paar Wochen nach Hause gehen. Vielleicht kommt dann bald unser neuer Doktor, der Ihnen sicher viel besser als ich helfen kann.“ „Nein,“ sagte sie da ganz entschieden, „ich gehe nicht nach Hause. Auch wenn Sie mir nicht mehr



helfen können, bleibe ich hier. in dem Neuen Testament, Christus auch Kranke gesund Sie mir nicht helfen können, Jesus gesund macht. Dieses bleibe ich. In meinem Dorf Jesus Christus findet Sie „aber Sie können gern keine Medizin mehr ge-



wollen nun noch mehr als vorher darum beten, daß Jesus Christus auch Sie von Ihrer Krankheit befreit. Wenn es Sein Wille ist, wird Er auch helfen.“ Eine Woche nach dieser Unterredung, als ich morgens die übliche Runde bei den Kranken machte, strahlte mich Saraswati nur so an und sagte gleich ganz aufgereggt: „Ma, sieh doch, meine Füße sind heute viel dünner als sonst.“ „Tatsächlich“, sagte ich, „auch das Gesicht kommt mir viel schmäler vor.“ Von diesem Tage an konnten wir richtig sehen, wie sie von Tag zu Tag weniger wurde, aber im guten Sinne. Alles Wasser, das sich im Körper durch die Krankheit ange- sammelt hatte, wurde weniger und weniger, bis sie schließlich nur noch wie ein Skelett aussah. Trotzdem waren wir alle sehr glücklich, weil wir nach allen Untersuchungen heraus- fanden, daß sie wieder ganz gesund war. Immer wieder sagte Saraswati: „Euer Jesus Christus hat mich gesund gemacht. Jetzt gehe ich erst recht nicht nach Hause. Ich will jetzt immer bei euch bleiben und auch kranken Menschen helfen. Als ich krank war, haben mich meine Eltern von einem Zauberpriester zum anderen geschleppt, und wir haben den Götzen geopfert, und es hat nichts geholfen. Ich weiß doch jetzt ganz sicher, daß Jesus Christus viel mächtiger ist als alle unsere Götzen. Ich kann nicht zu denen zurück gehen.“ „Es ist gut“, sagte ich, „wenn es Ihre Eltern erlauben, dürfen Sie hierbleiben und uns helfen.“ Das strahlende Gesicht hättet Ihr sehen sollen! — Ach, jetzt kommt gerade jemand und ruft mich in ein Dorf.

In dem Buch, das Sie mir gegeben haben, steht doch immer wieder, daß Jesus gemacht hat. Und wenn Sie sagen, daß dann glaube ich ganz bestimmt, daß mich Hospital ist auch Sein Haus, und hier findet er mich vielleicht nicht.“ „Unser überall, auch in Ihrem Dorf“, sagte ich, noch hierbleiben. Ich werde Ihnen aber ben, außer einem Kräftigungsmittel. Wir

Herzliche Grüße von Eurer Tante Ilse

GOSSNER-MISSION

Juni 1962



Liebe Kinder!

Heute bekommt Ihr alle diesen Stempel in Euren Reisepaß gedrückt. Wir haben nämlich die Erlaubnis bekommen, ein kleines Land im Himalaya-gebirge zu besuchen, das bis 1952 für gewöhnliche Ausländer verboten war. Das Land heißt Nepal, und es nennt sich gern selbst „das Land der Götter“!

An dem Stempel könnt Ihr schon sehen, was es alles in diesem Lande gibt. Fangen wir oben an: 2 Fußabdrücke — das sind die Fußspuren Buddhas, der vor rund 2500 Jahren geboren wurde. 2 gekreuzte Kurzschwerter — Kukris nennt man sie hier — sie sind das Zeichen der tapferen Krieger

Nepals, der Gurkhas. Rechts die Sonne, links der Mond. Darunter im Wasser, vor den hohen Bergen stehend, der Gott Shiva.

Wir besteigen in Kalkutta das Flugzeug, und schon nach drei Stunden landeten wir in Kathmandu, der Hauptstadt von Nepal. Männer in einer merkwürdigen Tracht empfangen uns freundlich. Sie tragen weite Hosen, die unterhalb der Knree ganz eng anliegen. Darüber eine dreiviertel-lange Jacke, die am Hals und in der Hüfte mit Bändern geschlossen wird. Darüber kommt noch eine Weste oder eine europäisch geschnittene Jacke. Auf dem Kopf haben sie ein kleines, schickes Käppi.

In der Stadt weiß man gar nicht, wo man zuerst hinblicken soll. Weißgetünchte, wunderbar verzierte Paläste stehen in großen, parkähnlichen Gärten. Dann wieder sieht man lange Reihen von eng aneinander gebauten zwei- bis dreistöckigen Ziegelhäusern. An den Straßen bieten Obst- und Gemüsehändler ihre Waren an.

Seht, da drüben an dem Haus liegen drei Fenster dicht nebeneinander. Der breite Holzrahmen drumherum ist doch wirklich kunstvoll geschnitten. Jetzt guckt aus dem mittleren Fenster ein kleines Mädchen mit ernstem Gesicht auf uns herab. Warum lächelt sie uns eigentlich nicht zu; wie die meisten Kinder hier?

„Das ist die Kumari“, sagt jemand neben uns, „die lebende Göttin.“

„Was“, staune ich, „eine lebende Göttin gibt es hier?“ „Ja“, erzählt der Mann weiter, „diese Göttin wird immer wieder neu gesucht. Im ganzen Lande werden die zwei- bis dreijährigen Mädchen angesehen, ob sie bestimmte Zeichen an ihrem Körper haben. Wenn man mehrere gefunden hat, bringt man sie in einen Tempel, wo ganz furchterliche Götzenbilder stehen. Die meisten Mädchen fangen dort an zu weinen, weil sie Angst haben. Ist ein Mädchen darunter, das nicht weint, wird es die Göttin und muß in dieses Haus ziehen. An besonderen Festtagen wird die Kumari durch die Straßen getragen und angebetet.“



Wenn sie etwa 12 Jahre alt ist, wird sie verheiratet. „Aber es ist nicht immer leicht, einen Mann für die Kumari zu finden“, setzt er gleich hinzu, „weil die Leute sagen, wer die Kumari heiratet, muß noch im selben Jahr sterben. Nach ihrer Hochzeit wird wieder eine neue Kumari gesucht.“ Er verneigt sich mit zusammengelegten Händen vor der Kumari und vor uns und geht weiter. Was mag das kleine Mädchen dort oben den ganzen Tag tun; es darf doch nicht mit anderen Kindern spielen. Es steht in seinem hübschen roten Kleidchen immer noch am Fenster. Die geölte schwarze Haare hat man zu einem Krönchen aufgesteckt, und die Augenränder und -brauen mit schwarzer Farbe nachgezogen. Dadurch sieht es wie eine Statue aus. — Armes kleines Mädchen! Wir lassen uns im Gedränge von den Menschen weiterschieben und stehen plötzlich auf einem Platz mit vielen Tempeln. Hanuman Dhoka heißt er. Hier wurde der König gekrönt. Ein Pagodentempel steht neben dem anderen. Einige haben vergoldete Dächer und sind mit wunderbaren Holzschnitzereien versehen. Daneben stehen aber auch noch kleine Steintempelchen und einzelne Götzenbilder.

„Good morning“ (Guten Morgen!), sagt auf einmal ein etwa zwölfjähriger Junge neben mir. „Where do you come from?“ (Wo kommen Sie her?) „What is your name?“ (Wie heißen Sie?). Diese Sätze hat er sicher so in der Schule gelernt und will nun sein Englisch an uns ausprobieren. Also antworten wir ihm auch auf Englisch: „Wir kommen aus Deutschland. Mein Name ist Miss Martin.“ Nun fragen wir aber auch gleich: „Wie heißt Du denn?“ „My name is Rudra Prajapati.“ Er begleitet uns auf unserem Rundgang, da können wir ihm gleich unsere Fragen stellen. Wir stehen gerade vor einer Figur mit einem Elefantenkopf. „Das ist Ganesha, der Elefanten-Gott“, erklärt Rudra, „zu ihm gehen hauptsächlich die Geschäftsleute, wenn sie in Schwierigkeiten sind. Wenn wir in der Schule eine Arbeit schreiben müssen, bete ich auch immer erst zu Ganesha.“ „Wie macht Ihr denn das?“ frage ich ihn. „Seht Ihr da drüben die Frau mit dem Messingteller?“ „Ja.“ „Solch‘ einen Teller habe ich auch, und wenn ich in den Tempel gehen will, suche ich mir schöne duftende Blüten zusammen, lege sie auf den Teller und dazu noch Reiskörner, heiliges rotes Pulver und ein kleines Schälchen mit Butteröl und einem Docht darin. Im Tempel verneige ich mich erst vor Ganesha und sage ein paar heilige Verse vor mich hin. Dann streue ich die Blüten, Reiskörner und Pulver vor die Statue und zünde den Docht im Olschälchen an. Jetzt erst sage ich dem Gott meine Bitte, verneige mich wieder und gehe nach Hause.“ „Wenn wir uns nach einer Krankheit schwach fühlen, dann gehen wir zu Hanuman, dem Affengott. Den könnt Ihr dort drüben sehen.“ Ja, dort steht sein Abbild, ganz und gar verschmiert von Butteröl und roter Farbe. Auf einmal stehen wir vor einem schönen bunten Holzgitter. Rudra blinzelt durch eines der Löcher und winkt uns zu, dasselbe zu tun. Im ersten Moment sehe ich nichts weiter als einen schrecklich großen roten Mund, mit langen Zähnen, gefletscht wie eine



Bulldogge, aber dann kann ich erkennen, daß es ein übergroßes Gesicht ist. Furchterregende Augen stieren mich an. „Das ist Bhairab, der Schreckliche“, flüstert Rudra, „er wird uns nur einmal im Jahr richtig gezeigt. Er ist eine Erscheinungsform von Shiva.“ Schnell gehen wir weiter und stehen vor der schwarzen Kali. „Sie tötet die Dämonen, deshalb hat sie einen Kranz von Totenschädeln um den Hals. Früher wurden ihr manchmal Menschenopfer gebracht, aber heute opfert man ihr nur noch Ziegen. Für sie wird immer im Oktober ein großes Fest veranstaltet.“ — Mir wird ganz komisch vor all diesen Götzenbildern. Das einzige, was mich tröstet, ist, daß die Kinder ganz vergnügt auf den Stufen vor den Götzen spielen. Aber dauernd sieht man Leute mit ihren Messingtellern voll Opfergaben in die verschiedenen Tempel und zu den verschiedenen Götzenbildern gehen und anbeten. Da fällt mir der Apostel Paulus ein, wie er von seiner Reise nach Athen erzählt und wie er dort zu den Griechen sagt: „Ich sehe, daß Ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet.“ Dieselben Worte kann man zu den Menschen hier in Khatmandu sagen: „Wir sehen, wie sehr Ihr die Götter fürchtet.“ Unwillkürlich blicke ich mich um: ist denn hier nirgendwo eine Kirche? Gibt es denn hier keine Christen? Hat hier noch nie jemand etwas von Christus gehört? „Sag, Rudra, weißt Du, wer Jesus Christus ist?“ „Nein.“

Als wir so dahingehen, entdecke ich auf einmal in der Ferne so etwas wie einen Kirchturm. Heute ist es schon zu spät, noch dorthin zu laufen; aber morgen früh wollen wir auf jeden Fall in diese Richtung gehen. — Hinter dem Königspalast biegt rechts eine Straße ab, die direkt auf den Turm hinzuführen scheint. Ach, was für eine Enttäuschung! Als wir näher hinkommen, erkenne ich, daß es eine riesige Stupa ist, ein buddhistisches Heiligtum. Es gibt ja in Nepal nicht nur Hindus, sondern auch viele Buddhisten.

Diese Budnath-Stupa, wie sie heißt, soll schon über 2500 Jahre alt sein. Es ist eine riesige, leuchtend-weiße Kuppel, die in der Mitte von dem vergoldeten Turm gekrönt ist, den ich aus der Ferne sah. Und merkwürdig, dort, wo wir die Turmuhr anbringen würden, sind zwei riesige Augen aufgemalt und eine Nase, die wie ein Fragezeichen aussieht. Der buddhistische Priester, der gerade des Weges kommt, sieht uns so freundlich an, daß ich mir ein Herz fasse und ihn frage, was diese Augen zu bedeuten haben. Er verneigt sich erst zu der Stupa hin, und dann antwortet er: „Das sind die Augen Buddhas, die Augen der Weisheit, die über die Ewigkeiten hinweg die Stätte des Lichtes erblicken.“

Nach allen vier Himmelsrichtungen schauen diese durchdringenden Augen.

Warum begnügen sich die Buddhisten damit, daß nur Buddha die Stätte des Lichtes erblickt. Ist denn hier keiner, der ihnen von Jesus Christus sagt, der dieses Licht zu uns gebracht hat, ja der selbst das Licht ist?

Wir stehen gerade vor dem Postamt von Kathmandu und freuen uns an den interessanten Marken, die wir auf unsere Briefe kleben können. Da kommt ein Mann auf mich zu und sagt: „Entschuldigen Sie, kommen Sie aus Pokhara? — Arbeiten Sie im „Shining Hospital“ (Leuchtendes Hospital)?“ Erstaunt schaue

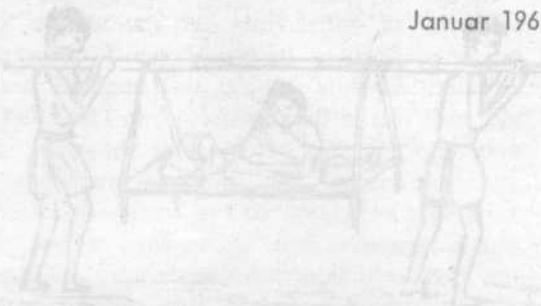




ich auf: „Ist dort ein christliches Hospital?“ „Ja“, sagt er, „ich bin der Pastor der christlichen Gemeinde hier in Khatmandu und will in den nächsten Tagen nach Pokhara fliegen.“ „Nein“, sage ich, „ich arbeite nicht dort, sondern in Indien in einem Hospital und bin nur zu Besuch hier in Nepal. Ich freue mich aber sehr, daß ich Sie getroffen habe und nun auch endlich weiß, daß hier eine christliche Gemeinde ist. Wir haben schon immer nach einer Kirche gesucht.“

„Unsere kleine Kirche steht in einer Nebenstraße gegenüber dem Singha Durbar, dem großen Regierungsgebäude.“ Wir freuen uns schon auf Sonntag. Den prächtigen Regierungspalast kann man nicht verfehlten, den haben wir bald gefunden — aber wo steht nun die Kirche? Auf der linken Seite sind wir schon die „Putli-Sarak“, so heißt die Nebenstraße, hinuntergegangen und haben sie nicht entdeckt. Nun gehen wir auf der rechten Seite an der mannshohen Mauer entlang, die hier und da von einem Torweg unterbrochen ist. In jeden schauen wir suchend hinein. Endlich durch den letzten Eingang sehen wir eine kleine Kapelle mit einem Kreuz darauf. Das muß sie sein. Ja, da steht auch die Frau des Pastors, die auf uns gewartet hat. Schnell führt sie uns in die Kirche, denn das erste Lied wird schon gesungen. Verstohlen sehe ich mich um. Was für eine gemischte Gemeinde! Nepalesen, Inder, Japaner, Amerikaner, Schweden, Engländer, Schweizer und wir. Diese Christen kommen aber nicht nur aus verschiedenen Ländern, sondern auch aus verschiedenen Kirchen, aber das trennt hier nicht. Alle wissen, daß Jesus Christus ihr Herr ist, dem sie dienen wollen. Deshalb sind sie alle hier zusammen gekommen, um IHN zu loben und IHM zu danken. Wir danken mit ihnen für einen zweiten Pastor, der aus Kerala in Südindien kommen durfte — für Geldspenden, die dazu halfen, daß dieses Kirchlein gebaut werden konnte — für die Gnade, nun schon das 9. Jahr hier in Nepal arbeiten und Gottesdienste halten zu dürfen, obwohl es verboten ist, zu evangelisieren — für die Erlaubnis, christliche Bücher zu verkaufen und dadurch Gottes Wort weiterzutragen — dafür, daß die sechs jungen Männer, die zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurden, weil sie sich taufen ließen, nun wieder freigelassen worden sind. Besonders gebetet wurde für den Pastor, der diese jungen Männer im christlichen Glauben unterrichtet und getauft hatte. Er wurde zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Gebetet wurde für die Missionsschulen, Krankenhäuser und Aussätzigenheime und für alle Christen, die dort arbeiten, daß sie durch ihren Dienst und ihr ganzes Leben zeigen können, daß Jesus Christus auch die Menschen in Nepal liebt. — Als wir die Kirche verließen, dachte ich: eine kleine Gemeinde, ein Senfkorn, ein Sauerteig, ein wenig Salz ... aber weil Gottes Geist hier weht, werden auch die Menschen in Nepal eines Tages erkennen, daß Gott nicht den Bildern aus Gold oder Silber oder Stein gleich ist, wie menschliche Kunst und Gedanken sie herstellen, und daß er auch nicht in Tempeln mit Händen gemacht lebt, sondern daß er immer und überall bei uns ist und uns liebt.

Herzlichst grüßt Euch alle
Eure Schwester Ilse



Liebe Kinder!

Vor einigen Tagen brachte mir Radha wieder einen langen Brief für Euch. Heute endlich habe ich Zeit gefunden, ihn zu übersetzen und Euch zu schicken. Ich hoffe, Ihr freut Euch darüber ebenso wie über den letzten Brief.

Liebe Kinder in Deutschland!

Zuerst grüße ich Euch herzlich. Mir geht es gut. Ich hoffe, daß es Euch auch gut geht und daß Ihr glücklich seid. Habt Ihr meinen Brief erhalten? Möge Euch dieser Brief bei bester Gesundheit antreffen. Der Grund dieses Briefes ist, daß ich Euch erzählen will, was noch im Hospital passiert ist.

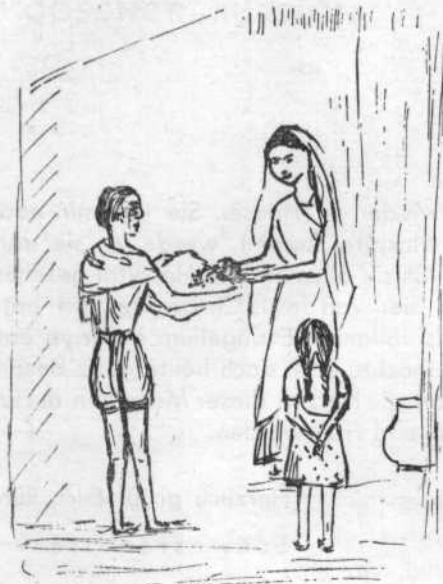
Meinem Bruder Kethro geht es schon viel besser. Der Doktor hat gesagt, wenn er drei Tage kein Fieber mehr bekommt, dann dürfen wir nach Hause gehen. Darauf freuen wir uns schon sehr. Vergangene Nacht war große Aufregung in unserem Saal. Gestern nachmittag wurde nämlich ein kleines Baby gebracht, das ganz weiß aussah. Schwester Ilse sagte: „Das sieht so weiß aus, weil es ganz schwer krank ist, es hat gar kein Blut mehr in seinem Körper.“ Die Mutter erzählte den anderen Frauen im Saal, daß das acht Tage alte Baby schon seit drei Tagen aus der Nase und dem Mund blutet und daß es keine Milch mehr trinken will. Sie haben dem Baby erst Dorfmedizin gegeben, aber das hat nicht geholfen. Da wurde die Mutter mit dem Baby auf einer Liege ins



dalag. Es war gestorben. — Meine Mutter nahm schnell Khetro auf den Arm und trug ihn aus dem Zimmer. Ich lief hinterher. Auch alle anderen Mütter im Saal nahmen ihre Kinder und trugen sie auf die Veranda. Alle Leute hatten Angst vor dem bösen Geist, der die Seele des kleinen Mädchens geholt hatte. Bald kam dann auch Schwester Ilse, die das Weinen der Eltern gehört hatte und trug das Baby in ein anderes leeres Zimmer, denn in der dunklen Nacht wollte keiner das Baby im Dschungel begraben. Sie sagte zu uns: „Warum habt Ihr denn solche Angst? Hier in unserem Krankenhaus ist ja Jesus Christus der Herr. Unser Jesus Christus ist auch der Herr über die bösen Geister. Ihr könnt ruhig wieder in das Zimmer zurückgehen, Euch wird nichts geschehen.“ Als sie weggegangen war, sprachen die Leute noch miteinander über das, was sie gesagt hatte. Einige glaubten ihr und gingen wieder in das Zimmer hinein. Auch wir legten uns wieder aufs Bett. Andere hatten aber noch Angst und kamen erst am Morgen wieder auf ihre Plätze. Noch etwas muß ich Euch erzählen, was gestern am Tage los war. Als ich mit meiner Mutter im Kochhaus saß, stand auf einmal ein Mann mit einer Bettelschale vor uns. Er hatte einen Kuhstrick um den Hals und sagte kein Wort. Er schaute uns nur aus furchtbart traurigen Augen an. Meine Mutter schüttete schnell etwas Reis in sein Tuch. Dann ging er weiter. Ein Mann gab ihm ein paar Pfennige. Andere Leute wandten sich voller Verachtung von ihm ab. Das konnte ich nicht verstehen, denn einem Bettler Almosen geben ist doch ein gutes Werk. Als ich meine Mutter deswegen fragte, sagte sie: „Dieser Mann ist kein gewöhnlicher Bettler. Er hat eine ganz große Sünde begangen. Das kann man an dem Kuhstrick

Hospital getragen. Sie waren lange unterwegs, denn ihr Dorf ist 20 km von Ambgaon entfernt. Das kleine Baby bekam gleich zwei Spritzen und in der Nacht noch eine. Die Eltern und die Großmutter saßen um das Baby herum und bewachten es. Als es dunkel wurde, schlief ich gleich ein. Dann wachte ich auf, weil jemand ganz laut weinte. Es waren die Angehörigen von dem kleinen Baby, das ganz steif und kalt





sehen, den er um den Hals trägt. Er hat eine Kuh getötet. Diese Sünde ist so groß, weil die Kuh ein heiliges Tier ist. In unseren heiligen Schriften steht geschrieben, daß in der Kuh alle Götter vereinigt sind. Wenn also jemand eine Kuh totschlägt, dann ist das ebenso schlimm, als wenn jemand einen Gott tötet. Für solch eine große Sünde muß es ja eine schwere Strafe geben.“ Ich fragte dann meine Mutter, was der Mann wohl für eine Strafe bekommen hat. Sie antwortete: „Ich weiß es auch nicht genau. Die Strafe wird von den Vertretern seiner Kaste festgelegt. Er wird aus der Kaste ausgeschlossen und bekommt als Buße eine hohe Geldstrafe auferlegt. Er muß vielleicht Rs. 100,— (DM 119,—) oder Rs. 200,— bezahlen. Aber diese Summe muß er sich zusammenbetteln. Damit nun jeder sieht, was er für große Schuld auf sich geladen hat, muß er den Strick der toten Kuh um den Hals tragen. Während er den Strick

um den Hals hat, darf er kein Wort sprechen. Erst wenn er das ganze Geld zusammengebettelt hat, ist seine Schuld abgebüßt. Dann wird er wieder in seine Kaste aufgenommen. Du hast ja gesehen, wie wenig Geld ihm die Leute gegeben haben und wie sie ihn verachten, da kannst Du Dir denken, wie lange es dauert, bis er solch eine hohe Geldsumme zusammengebettelt hat.“

Ich glaube, dieser Mann wird bestimmt keine Kuh mehr töten. Die Leute im Hospital haben noch lange über diesen Mann geredet und über seine große Sünde.

Nun wird es schon dunkel und ich muß schlafen gehen. Ich freue mich schon darauf, bald wieder unser Dorf zu sehen. Wenn wir zu Hause sind, schreibe ich noch einmal einen Brief und erzähle Euch aus unserem Dorf.

Ich grüße Euch: „Namaste“
Eure Radha Dei

Liebe Kinder!

Radha und ihr Bruder Kethro sind nun schon lange wieder zu Hause. Sie hat mir noch keinen Brief wieder für Euch gegeben. Sobald sie ins Hospital kommt, werde ich sie daran nach fragen. Ob sie noch manchmal daran denkt, was sie alles hier im Hospital gesehen und erlebt hat? Ob sie noch daran denkt, was sie hier von Jesus Christus gehört hat? Ob sie manchmal in dem kleinen Büchlein, das das Johannes-Evangelium in Oriya enthält, liest? Diese Fragen lege ich mir oft vor, und ich möchte Euch doch heute ganz besonders bitten, immer wieder darum zu beten, daß Gott die Herzen dieser Menschen auftun möchte, daß sie sein Wort aufnehmen und auch frei und froh werden.

Herzlich grüßt Euch Eure
Schwester Ilse

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

GOSSNER-MISSION

Takarma, Februar 1968

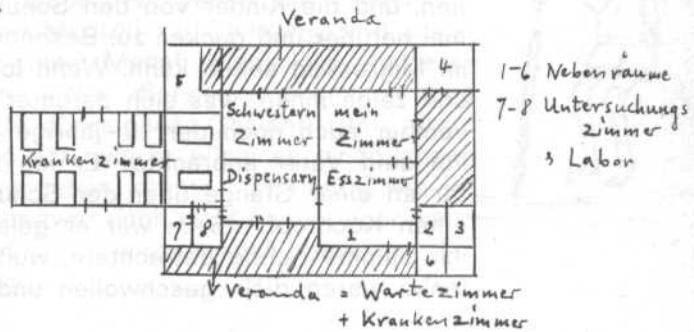
Liebe Kinder!

Hoffentlich seid Ihr mir nicht sehr böse, weil ich Euch solange auf einen Brief warten ließ. Viele von Euch habe ich in meinem Heimurlaub getroffen, und ich habe Euch versprochen, gleich wieder aus Indien zu schreiben. Aber Ihr wißt ja, daß bei Euch oft auch einmal alles anders kommt als Ihr gedacht habt — und so war es auch bei mir.

Im Januar 1968 wurde ich gefragt, ob ich bereit wäre, eine neue Arbeit in Bihar anzufangen. Natürlich sagte ich „ja“ und war sehr gespannt, wie mein neuer Arbeitsplatz aussehen würde. In dem Dorf Takarma, ca. 100 km südlich von Ranchi, sollte ich in einer Poliklinik arbeiten. Für Poliklinik sagt man hier Dispensary.

Takarma ist ein Dorf, in dem viele Christen wohnen. Es hat eine große Kirche, eine Grundschule und auch eine Oberschule. Dort steht auch ein Bungalow, das schon vor ca. 100 Jahren von einem Missionar gebaut worden ist. Darin war schon früher einmal eine Dispensary, aber durch den Krieg wurde diese Arbeit unterbrochen. Ich durfte nun hier weitermachen. Am Anfang gab es natürlich sehr viel für mich zu tun. Erst mußte alles saubergemacht werden, dann suchten wir Tische, Stühle und Schränke zusammen. Medizin, die ich zum Teil aus Deutschland mitgebracht hatte und zum großen Teil aus Amgaon bekam, mußte eingeräumt werden, Krankenbetten wurden aufgestellt, denn wir mußten ja auch ein Krankenzimmer haben, ein Untersuchungszimmer und ein Labor usw. Wie ich dann schließlich alles eingerichtet habe, könnt Ihr aus dem Grundriß ungefähr ersehen.

Gleich vom ersten Tag an kamen Patienten, und allmählich wurden es immer mehr, manchmal bis zu 150 an einem Tag. Da war ich froh, daß ich gleich von Anfang an einen tüchtigen Helfer hatte. Er heißt Pastor Kiro und ist schon 60 Jahre alt, aber er hilft mir unermüdlich von morgens bis zum Abend. Später kam noch Anandini, eine Hilfsschwester aus Amgaon, dazu und ein Krankenpfleger.



Ende November kam eine ganze Schulkklasse von deutschen Kindern aus Rourkela, um mich hier zu besuchen. Da dachte ich, wie schön es wäre, wenn Ihr auch schnell mal herkommen könntet. Würde Euch das Spaß machen? Wenn Ihr kommt, müßt Ihr erst bis Ranchi fahren und dann von dort aus mit dem Bus ca. 3 Std. bis nach Agarhama; bis Takarma ist es nur noch ca. 1 Std. zu Fuß. Ich fahre meistens mit dem Fahrrad. Dabei komme ich mir manchmal wie ein Kunstfahrer vor, weil ich auf den schmalen Erdmauern zwischen den Reisfeldern balancieren muß. Unterwegs kommt Ihr durchs Dorf Dumardih, und dann seid Ihr auch schon in Takarma. Links geht dann eine Palmenallee ab, die zur Kirche führt. Kurz vor der Kirche steht rechts das Bungalow. Das könnt Ihr nicht verfehlten, denn dort liegen, sitzen und stehen immer viele Menschen herum. Es sieht aus wie auf einem Camping-Platz. Vor dem Haus haben nämlich die Angehörigen der Kranken ihre Feuerstellen gemacht, auf denen sie den Reis für sich und für die Kranken kochen. Morgens sitzen sie erst um das Feuer herum und wärmen sich, denn um diese Jahreszeit ist es auch bei uns reichlich kühl. Später fangen sie dann an, den Reis auszulesen, Gemüse zu schnippeln, Süßkartoffeln oder Mais im Feuer zu rösten. Dazwischen teilen die Schwestern Medizin aus, machen Verbände, werden Babys gebadet und was es sonst noch zu tun gibt. Auf der Veranda vor dem Dispensary-Zimmer liegen nun die Kranken, die im Hause keinen Platz mehr gefunden haben. Dort warten auch die Kranken, die nur Medizin haben wollen und wieder nach Hause gehen. Auf der Veranda werden auch Zähne gezogen, Ohren gespült und Spritzen gemacht. Es gibt immer wieder etwas Interessantes zu sehen, und die Kinder von den Schulen kommen in den Pausen immer schnell einmal herüber und gucken zu. Besonders gern möchten sie auch wissen, was ich alles im Mikroskop sehen kann. Wenn ich Zeit habe, hole ich sie auch manchmal herein und zeige ihnen, was sich darunter alles so kringelt. Auf der Verande lag im November auch noch der 10-jährige Salomo. Den Jungen hätte Ihr sehen sollen, als ihn sein Vater anbrachte! Er lag zusammengekrümmt in einem Korb, den sein Vater an einer Stange über der Schulter trug, im anderen Korb hatte er den Reis und einen Kochtopf. 15 km war er gelaufen, um seinen Jungen zu uns zu bringen. Als ich Salomo richtig betrachtete, wußte ich gar nicht was ich sagen sollte. Alle Gelenke waren dick geschwollen und eiternten, und das seit zwei Monaten. Er konnte





die Beine gar nicht ausstrecken und wimmerte dauernd vor Schmerzen. Er hätte eigentlich Lazarus heißen müssen, denn von dem König Salomo, dessen Namen er trägt, hatte er gar nichts an sich. Wir legten ihn ganz behutsam auf ein Strickbett und verbanden ihm die Hüfte und die Gelenke, dann bekam er noch eine Spritze und Medizin gegen die Schmerzen. Da konnte er wenigstens etwas schlafen.

Salomo blieb ganze zwei Monate bei uns. Die Eltern sind sehr am, deshalb wurde er von uns umsonst behandelt und wird es auch heute noch, denn er muß noch lange Medizin einnehmen. Jeden Tag bekam er eine Spritze und Medizin und wurde immer wieder frisch verbunden. Zuerst hatte er immer große Angst davor, weil es ihm so weh tat; aber allmählich merkte er doch auch, daß es besser wurde. Bald konnte er sitzen und auch die Beine wieder ausstrecken und denkt Euch, kurz vor Weihnachten konnte er sich sogar an einem Baum hochziehen und stehen. War das eine Freude! Er durfte dann auch zum Fest nach Hause. Wir gaben ihm Milchpulver mit und Medizin zur Stärkung, und als er nach einem Monat wiederkam, hatte er richtig dicke Backen bekommen und strahlte übers ganze Gesicht. Stolz führte er uns vor, wie er allein an einer langen Stange gehen konnte. So richtig wie Ihr kann er zwar noch nicht laufen, aber wenn er fleißig übt, wird es noch besser mit ihm werden.



Ich habe ihm erzählt, daß wir ihn frei behandeln können, weil viele Kinder in Deutschland Geld sammeln und uns schicken, damit wir hier kranke indische Kinder gesund machen können. Da bat er mich, Euch vielmals zu danken. Das tue ich nun heute.

So wie Salomo haben wir im vergangenen Jahr vielen Kranken helfen können; und das macht uns alle hier sehr froh. Bitte sammelt auch weiterhin und betet für uns, damit wir auch im Jahre 1968 kranken Menschen helfen können.

Ganz herzlich grüßt Euch

Eure Schwester ILSE

GOSSNER-MISSION

Takarma, den 17. Oktober 1968

Liebe Kinder in Deutschland!

Schwester Ilse hat uns erzählt, daß Ihr gern wissen wollt, ob es bei uns auch eine Junge Gemeinde gibt. Ich will Euch nun heute etwas darüber berichten. Ja, natürlich gibt es bei uns eine Junge Gemeinde. In Hindi heißt sie „Juva Sangh“. Jeden Sonnabend abend treffen wir uns hin und her in den Dörfern und singen Bhajans. Das sind Lieder, die von indischen Christen gedichtet worden sind. Da gibt es welche in Hindi, in Mundari, in Oraon und Kharia, sozusagen in jeder Sprache, die hier in unserem Gebiet, in Chota Nagpur, gesprochen wird. Sie haben alle einen Refrain, der nach jeder Strophe wiederholt wird. Die meisten dieser Lieder, die wir besonders gern singen, können wir auswendig. Einige der Jungens trommeln dazu. Da bleibt man schön im Takt. Oft klatschen wir auch noch dazu in die Hände.

Am Sonntagabend haben wir Jugend-Gottesdienst in der Kirche. Auch dort wird wieder viel gesungen. Das gefällt uns sehr gut. Das Dorf, in dem ich wohne, heißt Jonhatoli. Mitte September bekamen wir in der Kirche durch unseren Pracharek (Prediger) die Nachricht vorgelesen, daß in Takarma vom 1.10. bis 4.10.1968 ein Juva-Sangh-Treffen sein sollte. Jeder der käme, sollte seine Bibel, Gesangbuch, Reis und Erbsen und 2,- Rupies mitbringen. Dazu auch Handwerkszeug, wie Hacken, Schaufeln und Körbe, denn es sollte auch etwas gearbeitet werden. Da habe ich mich gleich gemeldet und noch etliche aus unserem Dorf dazu. Silwanti war gerade an dem Tag nicht in der Kirche. Da bin ich gleich am Montag zu ihr gegangen und habe ihr von dem Treffen erzählt. Auch sie wollte gern mit. Auch die Jungens sagten es denen weiter, die es





nicht gehört hatten. Wir hatten nämlich gerade in dieser Woche schulfrei, weil die Hindus das Durga-Puja feierten. Schwester Ilse sagte, sie hätte Euch schon einmal vom Durga-Puja erzählt. Dann wißt Ihr ja, wie und was das ist.

Endlich kam der große Tag. Von unserem Dorf sind es zwei Stunden zu Fuß bis Takarma. Wir zogen so gegen 3 Uhr los und kamen dort noch vor der Dunkelheit an. Pastor Kiro, der auch in der Dispensary mitarbeitet, hielt uns die Abendandacht. Am nächsten Morgen standen wir frühzeitig auf. Nach dem Frühstück, das aus Tee und 2 Chapatties (Fladenbrot) bestand, hatten wir in der Kirche die Morgenandacht. Danach fingen wir an zu arbeiten. Die Jungen begannen den Brunnen aus-





rern und 2 Pastoren am Versammlungshaus arbeiteten. Es stand schon im Rohbau da, aber es mußte Erde für den Fußboden hineingetragen und festgestampft werden, und die Wände wurden mit Lehm verschmiert. Es wurde nicht ganz fertig, aber wenn wieder einmal so ein Treffen ist, kommt dieser Bau auch weiter. Auch mit dem Brunnen sind wir nicht fertig geworden. Der soll nämlich 20 Meter tief werden. Wir finden es aber sehr schön, daß wir den Anfang machen durften. Dadurch haben wir auch etwas zum Dispensary-Bau beigetragen. Die Dispensary soll ja 25 000,— Rupies kosten, und 6 000,— Rupies sind erst in den Gemeinden hin und her gesammelt worden. Da müssen wir noch öfter mithelfen, damit die Kosten etwas niedriger werden. Wie nötig die neue Dispensary ist, konnten wir sehen, als wir Schwester Ilse besuchten. Es war kaum Platz für die vielen Patienten. 10 Kranke lagen in dem Zimmer im Haus, und auf der Veranda lagen auch 10 oder 12 und dazu noch welche auf der Erde in der neu angebauten Kochhütte. Die Kochstellen reichten auch nicht aus, so daß viele ihre Kochstellen unter dem Maulbeerbaum im Hof errichtet hatten und dort ihren Reis kochten.

Schwester Anandini betreute die Kranken im Haus und der Pfleger Anil diejenigen auf der Veranda. Diejenigen, die gleich wieder nach Hause gingen, bekamen ihre In-

zuschachten, der für die neue Dispensary sein soll. Wir Mädchen nahmen unsere Körbe auf den Kopf und gingen zum Fluß, um Sand zu holen, der auch zum Bauen gebraucht wird. Am Morgen arbeiteten wir 3 Stunden und am Nachmittag auch noch einmal. Da wurde schon etwas geschafft. Wir waren nämlich eine ganze Menge Leute. 268 Jugendliche waren aus dem Kirchenkreis zusammengekommen. Außer uns waren noch 45 Prachareks da, die mit den Lehrern



jektionen und Tabletten im Untersuchungszimmer von Schwester Ilse oder Pastor Kiro. Das war ein Gewimmel von Leuten.

Wir arbeiteten auch am 2. Tag wieder 6 Stunden. In den Abendstunden hatten wir Bibelarbeit und Singen. An einem Abend erzählte uns auch Schwester Ilse viel Wissenswertes über einige Krankheiten. Schwester Anandini übersetzte vom Hindi ins Satri, weil wir doch nicht alle Hindi verstehen. Satri ist so eine Art Esperanto. Das verstehen wir alle. Sie erzählte uns, daß man keinen Kuhmist auf Wunden tun soll, weil man sonst Tetanus bekommt und daß man Leute, die viel Husten und Blut spucken, schnell ins Krankenhaus schicken soll. Auch solche, die geschwollene Füße haben oder große Wunden und jeden Tag Fieber. Am Schluß unseres Treffens haben wir die ganze Nacht hindurch getrommelt und Bhajans gesungen. Das war sehr schön, und ich hoffe, daß wir bald wieder einmal ein solches Treffen haben. In den nächsten Wochen und Monaten haben wir allerdings viel auf den Feldern zu tun. Wenn der Reis reif wird, müssen wir alle bei der Ernte mithelfen.

Vielleicht kommt dieser Brief gerade zum Weihnachtsfest zu Euch. Da möchten wir vom Takarma - Juva - Sangh Euch allen ein recht frohes Fest wünschen. Möchtet Ihr Euch alle ebenso freuen wie wir, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist und uns so lieb hat.

Ich grüße Euch alle mit „Jishu Sahay“

Eure Dayamani

Takarma, März 1969

Liebe Kinder!

Vor vierzehn Tagen schon bekam ich die Einladung zu einer Hochzeit bei den Mohammedanern. Morgen ist nun der große Tag. Alle, die in der Dispensary mitarbeiten, sind eingeladen, und Ihr, die Ihr meine Freunde seid, dürft selbstverständlich auch mitkommen. Die Hochzeit ist im Dorf der Braut, in Lassia. Es ist nur ca. $\frac{1}{4}$ Std. zu Fuß dorthin. Da der Bräutigam erst gegen Abend erwartet wird, brauchen wir auch nicht früher hinzugehen.



Vergeßt aber nicht, die Lampen mitzunehmen, denn es wird sicher spät. Das Hochzeitshaus ist schon von weitem zu erkennen. Es ist frisch getüncht und ringsum mit bunten Papierwimpeln geschmückt. Der Brautvater begrüßt uns und führt uns ins Haus. Dort werden wir gleich von den kleinen Mohammedaner-Jungens und schön gekleideten Mädchen umringt. Die Mädchen tragen keine Saris, sondern weite Pluderhosen und darüber ein enges Kleid. Dazu gehört noch ein dünner schleierartiger Schal, den sie von vorn nach hinten über den Schultern tragen oder auch über den Kopf ziehen. Sie sehen alle ganz entzückend aus und platzen bald vor Freude und Erwartung. — Nein, die Braut ist nicht dabei. Sie ist im Frauengemach, und wir werden sie wohl erst später zu sehen bekommen. Immer und immer wieder laufen die Kinder hinaus, um zu sehen, ob der Bräutigam schon angekom-

men ist — aber er kommt ewig und ewig nicht. Es ist wie in dem Gleichnis von den 10 Jungfrauen. Jetzt verstehen wir sehr gut, warum die 10 Jungfrauen einschliefen, als der Bräutigam noch nicht kam. Die jungen Mädchen vertreiben sich die Zeit mit dem Singen des Begrüßungsliedes für den Bräutigam. Die verheirateten Frauen sitzen mit uns im Kreis, und wir fragen sie nach ihrer Religion. Ja, ihre Religion ist der Islam. Islam heißt auf Deutsch: Unterwerfung, Unterwerfung unter Gott. Sie verehren einen einzigen Gott, und der heißt Allah. Allah hat um das Jahr 600 nach Christus seinen Willen dem Propheten Mohammed offenbart, und Mohammed hat dies an die anderen Menschen weitergegeben. Die erste Offenbarung soll er im Monat Ramadan erhalten haben. Deshalb fasten auch die Mohammedaner im Monat Ramadan. In diesem Jahr fiel der Monat Ramadan auf den Dezember. Während dieser Zeit kamen auch kaum Mohammedaner zu uns in die Dispensary. In diesem Monat Ramadan dürfen sie nämlich erst nach Einbruch der Dunkelheit essen und trinken. Während des Tages dürfen sie überhaupt nichts zu sich nehmen. „Wenn aber nun jemand sehr schwer krank ist“, frage ich da, „durf er dann gar keine Medizin schlucken und kein Wasser trinken?“ „Bei Schwerkranken, kleinen Kindern und ganz alten Leuten darf eine Ausnahme gemacht werden“, sagen sie dann.

„Wie heißt denn Euer Glaubensbekenntnis“, möchte ich noch wissen. Sie sagten: „la ilaha illa-llah, muhammad rasulu-llah“.

Auf Deutsch heißt das: Es gibt keinen anderen Gott außer Gott — Mohammed ist sein Prophet.

Zum rechten Glauben des Mohammedaners gehört noch, daß er fünfmal am Tage ein Gebet spricht mit dem Gesicht nach Mekka gewendet und schließlich, daß er einmal im Leben eine Wallfahrt nach Mekka macht.

Das zu hören, war mir alles sehr interessant. Umso gespannter war ich jetzt auf die Hochzeit.

Plötzlich Tumult auf der Dorfstraße: „Der Bräutigam kommt! Er ist am Dorfeingang.“ Die Männer gehen hin, um ihn zu empfangen und ins Männerhaus zu führen. Wieder vergeht eine halbe Stunde gespannten Wartens. Wir halten es auch nicht mehr im Haus aus und gehen auf die Straße. Tatsächlich, da biegt er um die Ecke. Er sitzt auf einem Pony und wird zum Haus der Braut geführt. Die Brautmutter geht ihm entgegen und nö-

tigt ihn hereinzukommen. Er schüttelt mit dem Kopf. Sie bietet ihm ein Glas Wasser an. Er nimmt es nicht. Danach reicht sie ihm noch Betel zum kauen. Auch das verweigert er.

Die Sache wird dramatisch. Enttäuscht wendet sie sich ab. Er wendet sein Pferd und reitet mit den Männern zur Moschee zum Beten. Wir gehen hinterher. Er bleibt lange in der Moschee.

Inzwischen wird in dem Männerhaus auf der Veranda alles für seinen Empfang zurechtgemacht. Teppiche werden ausgebreitet. Wir vom Hospital bekommen, obwohl wir Frauen sind, einen Ehrenplatz an der Seite. Endlich kommt der Bräutigam aus der Moschee. Er wird in der Mitte der Veranda auf ein Kissen gesetzt, und die verwandten Männer gruppieren sich um ihn herum. Außer uns ist keine Frau zu sehen. Auch von der Braut keine Spur. Nun kommt der Brautvater und bringt dem Bräutigam neue Sachen zum Anziehen. Vor versammelter Gemeinde muß er nun aus den alten in die neuen Sachen wechseln. Das macht er sehr geschickt. Dann setzt er sich wieder, bekommt noch ein festlich rotes Käppi auf und eine rote Schärpe kreuzweise über die Brust gebunden.

Inzwischen ist der Muezzin (Priester) im Haus der Braut gewesen und hat dort die Zeremonie vollzogen. Nun kommt er hierher zum Bräutigam. Er stellt sich vor ihn hin und sagt ihm Sprüche aus dem Koran, dem heiligen Buch der Mohammedaner, vor. Der Bräutigam sagt sie nach oder antwortet darauf. Dann beten alle anwesenden Männer gemeinsam, indem sie ihre Hände wie ein aufgeschlagenes Buch vor sich halten. Die Ehe ist geschlossen. Es werden Süßigkeiten verteilt.





Wie ganz anders als bei uns ist das doch!
Nun wollen wir aber wenigstens noch die Braut
sehen. Sie sitzt noch im Hause ihrer Eltern, um-
geben von den Geschenken, die sie bekommen
hat. Aus Nurjohan, die 15 Jahre alt ist, 'ist nun
plötzlich eine junge Frau geworden. Sie sitzt mit
tränenüberströmtem Gesicht da, auch ihre Mu-
ter weint. Ich versuche, sie zu trösten. Sie
wird sich bald in ihre neue Rolle hinein
finden. Ihr geht es noch besser als anderen

jungen Mädchen, denn sie darf im Haus ihrer
Eltern bleiben, weil ihr Vater den jungen
Mann mit in sein Geschäft aufgenommen hat.
Wir lassen uns noch das Festessen schmek-
ken und gehen nachdenklich nach Hause.

Herzlich grüßt Euch

Eure Schwester Ilse



Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61



Liebe Kinder!

Wir haben einen neuen Helfer für die Arbeit bekommen. Dieser Helfer hat vier Räder. Na, jetzt wißt Ihr sicher schon was es ist, nicht wahr? Es ist ein Krankenwagen. Hier nennt man ihn „Jeep-Ambulance“.

Ein Jeep ist ein Fahrzeug für schlechte Wege. Und da es in Indien noch sehr viele schlechte Wege gibt, besonders auf dem Lande, hat man auch Jeep-Krankenwagen gebaut. Als wir ihn Ende Mai bekamen, freuten wir uns alle riesig darüber. Die Mädchen hatten sogar Girlanden gemacht und schmückten ihn damit.

Ich sah ihn noch ziemlich mißtrauisch an. Nachdem ich 17 Jahre lang mit dem Fahrrad über Indiens Landstraßen gefahren war, sollte ich mich nun plötzlich hinters Steuer setzen. Dabei konnte ich noch nicht einmal fahren. Eine Fahrschule gibt es hier nicht.

Man holt sich einen Führerschein für Lernende und sucht sich jemand, der einem das Fahren beibringen



kann. Glaubt man fahren zu können, geht man zur Polizei und läßt sich prüfen. Ich war noch nicht dort.

Herr Bruns aus Khuntitoli war so nett, mir seinen Fahrer zu leihen. Jeden Tag, wenn ich etwas Zeit hatte, mußte ich nun üben. Ach, mir war oft gar nicht wohl dabei. Ihr lacht natürlich darüber, aber Ihr seid ja auch noch nicht über 50 Jahre!

Erst zog ich meine Runden auf dem Sportplatz in unserem Dorf. Danach wagte ich mich auf unsere „Prachtstraße“. So nenne ich die 7 km von unserer Dispensary bis zur Hauptstraße. Ich glaube, so mancher Feldweg bei Euch ist besser als meine Straße. Zum Fahren lernen war sie sicher gut, weil ich dauernd schalten mußte.

Nach 4 Wochen wagte ich es, dann auch mal bis Khuntitoli zu fahren — 47 km —. Vorher fuhr ich diese Strecke immer mal mit dem Rad. Da fühlte ich mich bedeutend sicherer. Im Juni kam die Regenzeit und ich mußte nunlernen, durch Schlamm und tiefe Pfützen zu fahren. Ihr glaubt nicht, wie mein schöner weißer Jeep nach diesen Fahrten aussah! Er war aber immer schön brav und blieb mit mir auf dem Weg.

Doch einmal ging er seinen eigenen Weg. Es war ein Dienstagnachmittag, wo ich zur Dispensary nach Khuntitoli mußte. Es regnete in Strömen und der Weg war sooo glitschig. Aber ich konnte ja nicht zu Hause bleiben.

Ich fuhr ganz langsam im ersten Gang und 10 km Tempo und rutschte doch in ein tiefes Schlammloch, da heraus in den Seitengraben, stieß an die hohe Lehmmauer und schon standen wir auf dem Kopf. Wie ein Käfer steckte der Jeep seine 4 Räder in die Luft und drinnen purzelte alles durcheinander. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, so plötzlich auf den Kopf gestellt zu werden. Glücklicherweise waren wir noch im Dorf Takarma und es wa-



ren gleich Helfer da, die die Türen öffneten und uns 5 Leute herausließen. Gott sei Dank war keinem von uns etwas passiert. Ein paar kräftige Männer stellten den Jeep wieder auf die Räder. Salan, mein Fahrlehrer, der mit im Wagen saß, machte sich gleich daran, den Motor zu untersuchen. Zwei Stunden brachte er damit zu, das Öl aus den Teilen zu holen, wo es nicht hingehörte. Danach lief der Motor wieder. War ich froh! So kamen wir doch noch am selben Abend nach Khuntitoli. Die Schönheit meines Jeeps war natürlich dahin. Das Dach hatte es ganz ordentlich eingedrückt, eine Lampe war verbogen, auch ein Schutzblech etc. aber er lief noch und mußte noch 14 Tage so herumsausen, bis ich ihn nach Ranchi, 100 km von hier, in die Garage bringen konnte.

3 Wochen blieb er dort. Da kam mein Fahrrad wieder zu Ehren. Ich muß aber eingestehen, daß ich froh war, als der Jeep wieder zurück kam. Man kann sich doch sehr schnell an den Fortschritt gewöhnen. Man sah ihm seinen Sturz gar nicht mehr an und er tat wieder treu seinen Dienst. Nur manchmal bockt er genau wie Bileams Esel. Wißt Ihr wo diese Geschichte in der Bibel steht? Da muß ich nämlich dann immer daran denken. Weil es auch daran liegen kann, daß der Jeep mit meiner Behandlung nicht einverstanden ist. Da er nicht reden kann wie Bileams Esel, gucke ich unter die Haube in sein Inneres und versuche herauszufinden, was ihm fehlt.

Wir gewöhnen uns immer mehr aneinander, und ich bin sehr froh, daß ich ihn habe. Denn jetzt, wo ich drei Dispensaries zu versorgen habe, Takarma, Khuntitoli und Kamdara, könnte ich die Arbeit gar nicht ohne Fahrzeug schaffen. Dazu kommt noch, daß ich sehr oft Kranke nach Ranchi zum Röntgen oder auch zum Operieren fahren muß. Unser Jeep hier ist für viele Kranke die einzige Möglichkeit nach Ranchi zu kommen, denn mit schweren Verletzungen oder ge-



brochenen Gliedern kann man ja nicht stundenlang im Bus fahren. Auch wer sich eine Taxe leisten könnte, muß sie erst von Ranchi holen lassen. Es ist eben alles nicht so einfach wie bei Euch.

Nicht wahr, da könnt Ihr Euch vorstellen, daß nicht nur ich, sondern auch viele Leute hier in der Gegend dankbar sind, daß wir mit Gaben aus Deutschland so einen guten Helfer kaufen konnten.

Übrigens ist der Jeep ein Geschenk der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern.

Ganz herzlich grüßt Euch Eure Schwester Ilse.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

GOSSNER-MISSION

Dezember 1971

Nachdem die Welt soviel Schlechtes gebracht hat, kann es nicht wundern, wenn auch Kinder auf diese Art und Weise behandelt werden müssen. Doch mit den Kindern kann man nicht einfach umgehen. Es ist sehr wichtig, dass man sie mit viel Liebe und Geduld behandelt. Wenn man nur streng und ungeduldig ist, kann das Kind leicht Angst vor dem Erzieher bekommen. Da kann es leichter zum Verlust der Freude am Leben kommen.

Liebe Kinder in Deutschland!

Meine Geschichte ist eine sehr traurige. Ich war nie ein glückliches Kind. Mein Vater starb, als ich noch ein Baby war. Meine Mutter ist eine schwere Alkoholikerin. Sie hat mir nie etwas geschenkt. Ich habe mich immer nach Liebe gesehnt. Ich habe mich nach einer Mutter gesehnt.

Ich heiße Christina Sahu. Früher hieß ich Niraso. Das bedeutet „ohne Hoffnung“. Das ist ein trauriger Name, und mein Leben war auch traurig, bis ich nach Amgaon kam. Meine Mutter starb bei meiner Geburt und deshalb habe ich auch den traurigen Namen bekommen. Mein Vater dachte, für ein so kleines Baby ohne Mutter ist nicht viel Hoffnung. Meine Großmutter kümmerte sich aber sehr um mich und ich bin doch groß geworden. Als ich 15 Jahre alt war, wurde ich verheiratet. Ich war sehr traurig, als ich ins Haus der Schwiegereltern mußte, die ich doch gar nicht kannte. Ich mußte viel arbeiten. Aber das ist so in unserem Land. Die jüngste Schwieger-tochter muß immer die meiste Arbeit tun. Sie muß alle anderen bedienen. Erst wenn sie einen Sohn bekommt, kümmert man sich mehr um sie. Ich bekam kein Kind. Ich wurde krank. Ich war immer durstig und hungrig und fühlte mich sehr schwach. Immer wurde ich ausgeschimpft, weil ich nicht richtig arbeiten konnte. Eines Tages ging man aber doch mit mir zum Dorf-Doktor. Der gab mir alle möglichen bitteren Kräuter zu essen und komische Sachen zu trinken. Es half aber alles nichts. Schließlich sagte meine Schwiegermutter: „Wenn Du nicht richtig arbeitest, bekommst Du auch nichts zu essen. Da bin ich oft zu den Nachbarn gegangen und habe mir eine Mahlzeit erbettelt. Die Nachbarin sagte: „Du bist doch



sicher krank. Komme doch mit uns zum Hospital nach Amgaon. Wir gehen morgen dorthin." Ich wußte, daß man mir nicht erlauben würde dorthin zu gehen, deshalb sagte ich, ich möchte meinen Vater besuchen. Da ließen sie mich für einen Tag gehen. Das war im Monat Asharo (Juli 1962). Dort war Schwester Ilse und sie sagte gleich zu mir, ich müßte ein paar Tage dort bleiben. Ich konnte aber nicht. Ich nahm nur eine Vitamin-Spritze und etwas Medizin und sagte, ich würde wiederkommen. Ein Monat nach dem anderen ging dahin und ich wurde immer schwächer. Da schickten mich meine Schwiegereltern und mein Mann zu meinem Vater zurück.

Mein Vater war traurig, daß es soweit gekommen war. Ich flehte ihn an, doch mit mir nach Amgaon zu gehen. Meine Großmutter ging auch mit. Das war 7 Monate später, im Monat Magh (Februar 1963). Als sie mich gründlich untersucht hatten sagten sie, ich sei zuckerkrank. Ich durfte überhaupt nichts Süßes mehr essen, keinen Zucker und alles mußte genau abgemessen werden, damit ich nicht zuviel aß. Dazu bekam ich jeden Tag eine Spritze. Das gefiel mir gar nicht und ich hatte immer noch solchen Hunger. Das Diätessen, das ich bekam, schmeckte mir gar nicht und wenn die Schwestern alle weg waren, brachte mir meine Großmutter schnell einen großen Teller voll Reis. Jetzt weiß ich, daß das nicht richtig war, aber ich war doch so dumm. Langsam begriff ich, daß man es gut mit mir meinte, und nach 2 Monaten ging es mir so gut, daß ich dachte, ich sei gesund. Dann kam mein Schwiegervater und sagte: „Du siehst ja jetzt so gut aus. Du bist gesund. Morgen nehme ich Dich mit nach Hause.“ Ich wollte auch gern mitgehen, aber der Doktor und die Schwestern sagten, ich müßte noch dableiben. Da ist mein Schwiegervater einfach am nächsten Morgen ganz früh mit mir losgezogen.

Die ersten Tage ging es mir noch gut, aber bald merkte ich, daß ich wieder krank und schwach wurde. Wieder brachten sie mich zu meinem Vater und ich flehte ihn an, mich wieder nach Amgaon zu bringen. Dort erkannten sie mich kaum wieder. Ich wog nur noch 25 kg und erholte mich diesmal viel langsamer.

Das Geld, das mir mein Vater gegeben hatte für die Behandlung, war bald alle. Ich wurde aber umsonst verpflegt und bekam auch jeden Tag meine Spritze. Ich wollte gar nicht wieder zu meinem Mann zurück. Er gab mir ja auch kein Geld für Medizin und wollte keine kranke Frau haben. Sobald ich mich etwas kräftiger fühlte, durfte ich im Hospital mithelfen. Schwester Elisabeth zeigte mir auch, wie man näht und half mir, für mich eine



Bluse zu nähen. Ich konnte ja nur Reis kochen und auf dem Feld arbeiten. Man hatte mich nicht zur Schule geschickt, und ich konnte nicht lesen. Jesudani zeigte mir die ersten Buchstaben und wie man sie malt. So ganz allmählich lernte ich dann Lesen und Schreiben.



Da war noch ein Mädchen, etwas jünger als ich, die hieß Kandri (Heulsuse). Die wollte auch gern im Hospital bleiben und arbeiten. Weil wir beide nicht viel konnten, haben wir alles gemeinsam gemacht. Wir bekamen auch eine Hospital-Sari und stellten uns morgens mit hin, wenn die Andacht gehalten wurde. Wir verstanden ja nicht viel davon, aber Schwester Elisabeth erzählte uns immer von Jesus Christus und daß er auch uns liebt. Das war mir recht merkwürdig, denn unsere Götter lieben uns doch nicht. Mein Vater hatte mir erzählt, man müßte ihnen Opfer bringen, damit sie einem nichts Böses antun. Ich habe immer Angst vor ihnen gehabt und mochte auch abends gar nicht

mehr vor die Tür gehen, weil dort die bösen Geister lauern. Ich wurde direkt ein bißchen neidisch, daß Schwester Elisabeth einen Gott hatte, der sie liebt und sie bewacht, daß die bösen Geister ihr nichts anhaben können. Ich sprach mit Kandri darüber und wir beschlossen, wir wollten uns auch taufen lassen. Wir wollten auch fröhlich und frei sein. Die anderen freuten sich alle über unseren Entschluß. Aber nun begann für uns das Lernen. Wir bekamen Taufunterricht und mußten sehr viel lernen. Mein Vater hatte nichts dagegen, daß ich mich taufen ließ, und auch Kandris Vater erlaubte es ihr. Das war sehr schön. Am 18. Oktober 1964 wurden wir beide getauft. Kandri heißt jetzt Premo. Das bedeutet Liebe. Sie meinte, sie hätte soviel Liebe erfahren, daß sie auch versuchen wollte, andere zu lieben. Das sollte man schon an ihrem Namen merken.

Ich wollte Christina heißen, damit alle Leute gleich an meinem Namen sehen, daß ich zu Christus gehöre.

Ich bin so glücklich, daß ich jetzt keine Angst mehr vor den bösen Geistern zu haben brauche, denn Christus ist viel stärker als sie und beschützt mich.

Ich mache mir schon lange jeden Tag selbst meine Insulin-Spritze. Ich habe gelernt, wie man Spritzen saubermacht und Instrumente kocht. Ich habe gelernt, wie Verbandszeug und Wäsche gekocht werden muß. Ich kann Haferschleim für die Kranken zurechtmachen und Wunden verbinden. Ich habe viel gelernt und bin froh, daß ich mit meinen bescheidenen Gaben den kranken Menschen helfen kann.



Als wir einmal in Amgaon nicht soviel zu tun hatten und Schwester Ilse Hilfe brauchte, hat Schwester Monika mich nach Takarma gehen lassen. Im März 1969 habe ich hier angefangen zu arbeiten und werde wohl jetzt auch hier bleiben.

Schwester Ilse erzählte mir, daß Ihr immer wieder Geld schickt, damit ich regelmäßig meine Insulin-Spritze bekommen kann. Dafür danke ich Euch ganz besonders, denn ich kann ohne Insulin nicht leben. Der Gruß „Jesu Sahay“, der mir erst so merkwürdig klang, ist an mir wahr geworden. Jesus Christus hat mir geholfen durch Euch.

Vielen Dank und herzliche Grüße von Eurer Christina Sahu.

Unsere Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 · Druck: W. Bartos, Berlin 61

Liebe Kinder!

Ob Ihr Euch noch an Elisabeth Pradhan erinnert, von der ich Euch 1962 erzählte? Diejenigen von Euch, die das Buch mit den Briefen haben, können es ja nachschlagen und den anderen erzählen.

Ich bin so oft gefragt worden, wie es ihr jetzt geht und was sie tut, daß ich Euch weiter von ihr berichten will.

Ihre Familie hat sich im Laufe der Jahre damit abgefunden, daß sie Christin geworden war. Es war auch für ihre Eltern und Geschwister nicht einfach. Dadurch daß sie die Kasten-Gesetze gebrochen hatte, war auch auf ihre Familie ein Makel gefallen. Es war sehr schwer für ihren Bruder eine Frau zu finden. Denn viele sagten: „Wer weiß, vielleicht wird er eines Tages auch Christ und was wird dann aus meiner Tochter.“ Das klingt so, als ob ein echter Christ ansteckend ist, nicht wahr? Sogar die, die Christus nicht kennen, spüren das.

Na schließlich kam doch ein Vater der sagte: „Ich weiß, daß Elisabeths Bruder ein guter Junge ist, ich gebe ihm meine Tochter.“ Er ist noch kein Christ geworden. Aber wer weiß, wie es in seinem Herzen aussieht. Ihr wißt doch, daß Elisabeth ihm einmal ein Neues Testament schenkte.

Elisabeth lernte im Hospital in Amgaon immer mehr dazu. Bald konnte sie schon selbstständig eine Station versorgen. Aber immer wieder sagte sie: „Ich möchte gern eine weitere Ausbildung machen.“ Das war auch unser Wunsch, aber sie hatte ja nur



4 Jahre Schule. Sie durfte doch nicht länger zur Schule gehen, weil ihre Mutter krank war und ihre Hilfe brauchte. Die große Krankenpflege-Ausbildung konnte sie sowieso nicht machen, weil man dazu hier in Indien Abitur haben muß. Aber sie sollte wenigstens eine Schwesternhelferinnen-Ausbildung bekommen, die zwei Jahre dauert und wozu man nur 7 Jahre Schule braucht.

Wir haben viel hin und her überlegt, bis Gott uns einen Weg zeigte. Die Leiterin einer Missionsschule in Balasore – südlich von Calcutta – sagte, sie würde Elisabeth aufnehmen, und sie sollte versuchen, 3 Jahre Schule in 2 Jahren nachzumachen. Sie brauchte auch kein Schulgeld zu bezahlen, wenn sie sich nebenbei um die kranken Schülerinnen kümmerte. Das wollte Elisabeth sehr gern tun. So ging sie bis Ende 1965 in die Schule nach Balasore und setzte sich mit 25 Jahren noch einmal zu 12jährigen Mädchen auf die Schulbank. Sie lernte fleißig und schaffte es wirklich in 2 Jahren den 7-jährigen Abschluß zu bekommen. Das Mädchen aus dem kleinen Dschungeldorf beherrschte nun neben ihrer Muttersprache Oriya auch noch Hindi und Englisch und hatte viele andere Dinge dazugelernt. In der Missionsschule waren natürlich auch viele Hindu-Mädchen, und sie schrieb mir immer wieder

einmal davon, wie sie mit diesen Mädchen in der Bibel gelesen hätte und ihnen von Christus erzählte. Eine von ihnen wollte sich schon taufen lassen. Als die Verwandten das hörten, kamen sie gleich und nahmen das Mädchen aus der Schule.

Einmal mußte sie zum Zahnarzt gehen. Sie sagte, der wußte ganz genau, daß sie nur Schülerin war und kein Geld hatte, trotzdem hätte er ihr eine hohe Rechnung ausgeschrieben. Daraufhin kaufte sie ein Neues Testament und schickte es ihm. Er wird es lesen, meinte sie, und daraus lernen, daß man armen Menschen helfen soll ohne viel Geld zu verlangen. Wärt Ihr auch auf solch eine Idee gekommen?

Am 15. August 1968 wurde sie in die Schwesternschule in Balasore aufgenommen. Wie glücklich und stolz war sie.

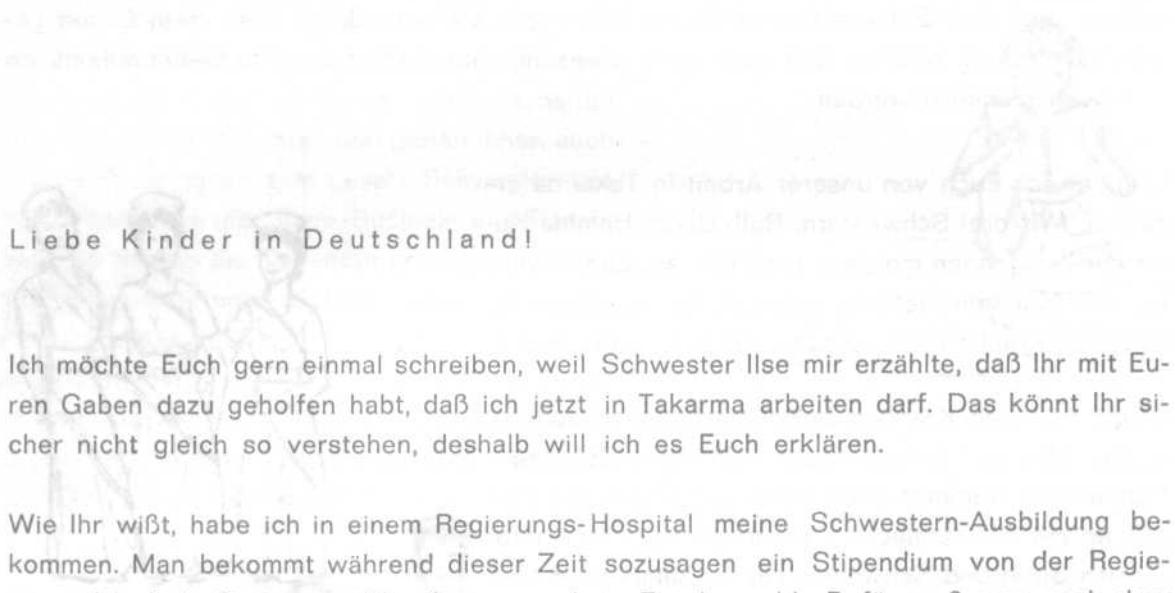


Sie hatte ja schon viel praktische Erfahrung und vieles wurde ihr dadurch leichter als den anderen. Aber stellt Euch vor, sie war die einzige Christin unter 50 Mädchen. Sie ließ sich nicht entmutigen und erzählte den anderen immer wieder von Jesus Christus und wie er ihr Leben gewandelt und sie glücklich gemacht hätte.

Sie war bald bei den Ärzten dafür bekannt, daß sie sich wirklich um die Kranken kümmerte und daß man sich auf sie verlassen konnte. Das zu hören freute mich sehr. Am 22. Juli 1970 machte sie in Cuttack ihre Prüfung, die sie gut bestand. Wir alle freuten uns mit ihr. Da in Amgaon jetzt genügend Schwestern sind und ich in Takarma dringend Hilfe brauchte, kam sie hierher nach Takarma.

Später kann sie Euch selbst einmal schreiben und von ihrer Arbeit hier erzählen.

Für heute grüße ich Euch herzlich
Eure Schwester Ilse.



Liebe Kinder in Deutschland!

Ich möchte Euch gern einmal schreiben, weil Schwester Ilse mir erzählte, daß Ihr mit Euren Gaben dazu geholfen habt, daß ich jetzt in Takarma arbeiten darf. Das könnt Ihr sicher nicht gleich so verstehen, deshalb will ich es Euch erklären.

Wie Ihr wißt, habe ich in einem Regierungs-Hospital meine Schwestern-Ausbildung bekommen. Man bekommt während dieser Zeit sozusagen ein Stipendium von der Regierung, d. h. freie Station und Verpflegung und ein Taschengeld. Dafür muß man nach dem Examen drei Jahre in einem Regierungs-Hospital arbeiten. Wenn man das aus irgendwelchen Gründen nicht tut, muß man das Stipendium zurückzahlen. Es ist eine Summe von Rs. 1320,— (DM 660,—). Da mich Schwester Ilse dringend in Takarma brauchte und ich auch lieber in Takarma arbeiten wollte, hat Schwester Ilse das Geld für mich bezahlt, und sie sagte, da wären auch Gaben von Euch dabei. Dafür danke ich Euch ganz herzlich, und ich verspreche Euch, solange ich kann, kranken Menschen zu helfen.

Ich denke oft an die Zeit zurück, wo ich selbst als Kranke im Hospital in Amgaon lag, und wie wunderbar Gott mich geheilt hat. Ich wußte nichts von Gott und seinem Sohn Jesus Christus und doch hat er mir geholfen. Ich hatte nicht viel gelernt, weil ich doch

nur 4 Jahre zur Schule gehen konnte und nun habe ich mit Gottes Hilfe Hindi und Englisch gelernt und eine Schwesternausbildung bekommen. Wie reich ist doch mein Leben geworden, und ich möchte, daß noch viele Menschen in unserem Land zu Christus kommen und auch glücklich werden.

Nun will ich Euch von unserer Arbeit in Takarma erzählen. Wir drei Schwestern, Ruth Barla, Hamida Kujur und ich, fangen morgens um 6 Uhr an. Zuerst wird bei den Kranken Fieber gemessen. Da wir immer so 30 bis 35 Kranke haben, dauert das eine ganze Weile.

Einige von den Kranken bekommen auch gleich um 6 Uhr Medizin. Asisan Topno, Christina Sahu und Mukta Horo kommen auch schon um 6 Uhr. Sie fangen an mit Saubermachen. Wenn um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr Pastor Niarjan Surin und Schwester Ilse kommen, wird eine kurze Andacht auf der Veranda gehalten. Die Angehörigen der kranken Christen stellen sich auch dazu.

Danach machen Schwester Ilse und Niarjan die Morgenvisite. Dabei werden die Verordnungen besprochen und die Medizin für den Tag aufgeschrieben. Ich bin verantwortlich für die stationären Patienten und Hamida hilft mir dabei.

Ruth und Niarjan machen die Arbeit in der Poliklinik. Pastor Kiro gibt die Karteikarten aus und hilft auch in der Poliklinik. Wenn Schwester Ilse nicht da ist, müssen Pastor Kiro oder Niarjan die Kranken untersuchen und die Medizin aufschreiben. An einem Tage kommen meist so 60 bis 100 Kranke. Wir müssen uns immer ganz schön beeilen, wenn



wir bis mittag mit der Morgenarbeit fertig werden wollen. Nachmittags um 1/3 Uhr wird wieder Fieber gemessen, Medizin ausgeteilt usw. Wenn wir mit der Arbeit fertig sind, unterhalten wir uns mit den Patienten und geben ihnen auch oft kleine Heftchen zum Lesen. Schwester Ilse bringt immer wieder neue Büchlein aus Ranchi mit. Die mögen die Patienten sehr gerne lesen. Wir haben auch ein einfaches Grammophon und Platten in drei Sprachen, Hindi, Mundari und Urdu. Wenn wir die auflegen, können die Kranken, Hindus, Adivasis und Mohammedaner, in ihren Sprachen Biblische Geschichten und Lieder hören. Das lieben sie sehr.



Einige von den Nichtchristlichen Patienten haben mich schon um ein Neues Testament gebeten. Das gebe ich ihnen gern. Den Kindern und Frauen, die nicht lesen können, erzähle ich manchmal die Biblischen Geschichten. Ich arbeite gern hier und die Arbeit macht mir viel Freude.

So gegen 18 Uhr, wenn es dunkel wird, hängen wir in jedes Krankenzimmer und auf die Veranda eine Petroleumlampe, dann gehen wir heim. Eine von uns hat immer Nachdienst. Wer gerade an der Reihe ist, geht um 21 Uhr noch einmal ins Hospital und sieht nach, ob die Kranken schlafen oder ob sie husten oder Schmerzen haben. Dann bekommen sie noch einmal Medizin. Auch die Babies müssen noch einmal gefüttert werden. Erst dann gehen auch wir schlafen. Ich möchte Euch zu gern in Deutschland besuchen und Euer Land kennenlernen.

Ich bete für Euch und grüße Euch mit „Jesus Sahay“! Betet auch für uns.

In Liebe Eure Elisabeth Pradhan.



Anschrift: Gossner-Mission, Berlin 41, Handjerystr. 19-20. Postscheckkonto: Berlin West 520 50 • Druck: W. Bartos, Berlin 61